

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

„Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“
Grundlagen, Synopse und Konsequenzen

3/93

Jahrgang 8

Du schmeckst mir

TEA: 1880



Die mildesten Tabaksorten der Welt.

Nur wenige Gegenden der Erde bieten das spezielle Klima und den besonderen Boden, auf dem die mildesten Tabake der Welt gedeihen. Und nur solche Tabake werden für Milde Sorte Classic Light verwendet. Es ist eben die Milde aus der Natur, die Milde Sorte Classic Light so unverwechselbar macht.



Inhalt

„Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte.“
Grundlagen, Synopse und Konsequenzen

Herwig Walitsch 2

Mag. Herwig WALITSCH (1966), Germanist, ist freiberuflicher Wissenschaftler.

Editorial

Diese Ausgabe von *Medien & Zeit* ist atypisch. Sie enthält anstelle der sonst üblichen vier oder fünf Beiträge und Rezensionen „nur“ einen Aufsatz, die Reaktion eines jungen Grazer Germanisten auf unsere Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. Diese Replik ist so umfangreich, daß wir uns entschieden haben, gegen unsere bisherigen Usancen ein Heft mit einem einzigen Beitrag zu produzieren. Nicht im Formalen, aber durchaus im Inhaltlichen folgen wir damit unserer Blattlinie, die sich für den interdisziplinären Diskurs engagiert und freuen uns über die Intensivierung der Kooperation mit der Germanistik.

Rundfragen haben Tradition bei *Medien & Zeit*. In Heft 3 des Jahres 1987 haben wir diese „verschüttete“ Textform, die in den 20er Jahren in Deutschland und Österreich große Beliebtheit und Verbreitung (vgl. die Zeitschrift *Literarische Welt*) besaß, als bewegliches Instrument zur Verstärkung des wissenschaftlichen Austauschs eingesetzt. „Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte? Eine Rundfrage von Hannes Haas mit Antworten von Ulrich Saxer, Jürgen Wilke, Michael Schmolke, Kurt Koszyk, Walter Hömberg und Bodo Rollka.“ Fünf Jahre später haben wir noch einmal gefragt: nach dem Wandel und den Entwicklungen, nach neueren Positionen zur Kommunikationsgeschichte. Die Antworten füllten die Hefte 2 und 3 des Jahres 1992, ihre Diskussion aus germanistischer Sicht finden Sie in dieser Ausgabe.

Es gibt aber auch noch eine „verordnete“ Reaktion auf diese Rundfrage. Am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien im Wintersemester 1992/93 wurden die „Neueren Positionen“ als Grundlage für die begleitende Übung zur Lehrveranstaltung „Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte“ herangezogen. Die Studierenden hatten sämtliche Aufsätze zu lesen, sich deren Inhalte geistig anzueignen und schließlich jene drei Texte zu bestimmen, die Ihnen am wichtigsten erscheinen. Dies geschah aber nicht durch schwer nachvollziehbares Ankreuzen von drei Kästchen auf einer vorfabrizierten Namensliste. Vielmehr waren die Studierenden verpflichtet, die Argumente und Motive für ihre Wahl schriftlich auszuführen. Damit konnte untersucht werden, wie Studienanfänger/innen mit wissenschaftstheoretischen Texten umgehen und welchen Nutzen sie daraus zu ziehen vermögen. In zweiter Linie diente das Verfahren dazu, um die individuell unterschiedlich begründeten Entscheidungen für jeweils drei bestimmte Beiträge evaluieren zu können.

Rund 450 Studierende wurden von dieser Befragung erfaßt. Ihrer Einschätzung nach nehmen folgende Beiträge die Position von 1 bis 10 ein: Fabris, Donsbach/Klett, Malina, Blaum, Langenbacher, Wilke, Pötter, Hardt, Rust und Schulz. Die Länge der Beiträge spielte bei dieser Beurteilung keine Rolle, offenbar aber zwei Faktoren: 1. Beziehung zum Journalismus und 2. Nähe zur Gegenwart (Zeitgeschichte).

Das Leitmotiv dieses Editorials heißt „Reaktionen“. Wir freuen uns über inter- und disziplinäre Beteiligung am „Projekt Kommunikationsgeschichte“ und wünschen anregende Lektüre.

*Wolfgang Duchkowsch, Hannes Haas
und Fritz Hausjell*

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK: Dr. Wolfgang Duchkowsch (Obmann), Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.), Univ. Doz. DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Friedrich Randl (Geschäftsführer), Mag. Michaela Lindinger (Geschäftsführerin-Stv.), Dr. Gianluca Wallisch (Kassier), Mag. Stefan Wallisch (Kassier-Stv.), Eva Kölblbacher (Schriftführerin) Mag. Gerda Stemberger (Schriftführerin-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger, Dr. Hannes Haas, Dr. Peter Malina, Mag. Ing. Verena Winiwarter, Claudia Wurzigler

Druck:

Gröbner-Druck, 7400 Oberwart, Steimamangererstraße 161

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Univ. Prof. Dr. Hermann Haanmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Univ. Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (Florida)

Redaktion:

Vorstand des „Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung (AHK)“; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowsch, Dr. Hannes Haas und Dr. Fritz Hausjell

Lektorat und Satz:

Sabrina und Jo Adlbrecht, Andrea Maria Bauer

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 48,-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 165,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 235,-

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 120,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 190,-

Bestellung an:

Medien & Zeit, 1014 Wien, Postfach 208
oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

*Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und
Forschung, Wien.*

HERWIG WALITSCH

„Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“

Grundlagen, Synopse und Konsequenzen¹

Im Vorliegenden wird versucht, die Ergebnisse der Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ auszuwerten. Im ersten Teil (I. Grundlagen und Theorie) der Abhandlung werden theoretische Positionen erarbeitet, und zwar im wesentlichen abgeleitet aus der Opposition „Kommunikationsgeschichte vs. Mediengeschichte“. Die daraus bezogenen Einsichten und Argumente geben im zweiten Teil (II. Synopse des Rundfrageergebnisses) die Grundlage zu Analysen und Kommentaren zu den einzelnen Beiträgen ab. Im dritten Teil (III. Konsequenzen) wird versucht werden, die Ergebnisse der im zweiten Teil vorgenommenen Analysen der Beiträge auf die im ersten Teil erarbeiteten theoretischen Positionen rückzubeziehen. Damit soll versucht werden, die vorgetragene Argumentation zu schließen und kohärent zu machen.

I. „Kommunikationsgeschichte“ - Grundlagen und Theorie

In den Heften 2 und 3 des letzten Jahrganges von *Medien & Zeit* (1992)² waren die Ergebnisse einer Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ abgedruckt. Von den wenigen Durchgängigkeiten im Rundfrageergebnis sticht eine besondere unvermittelt ins Auge: die extreme Heterogenität in Ausgangspunkt und methodischem Ansatz der einzelnen Beiträge. Diese Heterogenität wäre geeignet, gleich mehrere Diskurse gleichzeitig zu initiieren. Doch die hier zu behandelnde Folgerung aus dem polymorphen Rundfrageergebnis bildet nicht die eher platte Einsicht, daß Kommunikationsgeschichte eben ein multidiskursiver Gegenstand sei. Sie lautet vielmehr: Wie kann die einheitliche Fragestellung (sie war für alle Autoren dieselbe) Antworten zeitigen, die teils nur schwer, teils aber überhaupt nicht mehr aufeinander bezogen werden können? Die Antwort auf diese Frage (Lösung des Widerspruchs) führt in den wissenschaftstheoretischen Diskurs.

¹ Die vorliegende Abhandlung versteht sich als konstruktiver Beitrag zum kommunikationswissenschaftlichen, vor allem kommunikationshistorischen Diskurs. Sie repräsentiert wesentlich „Ansichten eines Unpolitischen“ bzw. präziser: Außenansichten. Ihre kritische Intention braucht sich deshalb nicht zu verbergen, sondern darf sich vielmehr ungehemmt verwirklichen. Der Autor nützt diesen Vorteil ebenso hemmungslos, zumal er keine fachlichen Rücksichten zu nehmen braucht. Allerdings hat er sich bei der Abfassung des Aufsatzes äußerst streng an einer Devise orientiert: Alles für die (gemeinsame!) Sache, nichts für die Namen. Der Autor vertraut auf die Verbindlichkeit dieser Devise für alle Wissenschaft(ler) und riskiert in diesem Sinne die vorliegende Abhandlung.

² *Medien & Zeit*, 2 u. 3/1992, passim. In der Folge im Text mit einfacher Seitenzahl zitiert als NP/KG 1 (Heft 2/92) und NP/KG 2 (Heft 3/92).

Das Dilemma, daß zwar jede Antwort für sich eine eigene Debatte einzuleiten in der Lage ist, daß sich die vorgelegten Beiträge zueinander aber weitgehend indiskursiv verhalten, kann seine Gründe weder in der jeweils verwendeten unterschiedlichen Methodik noch in dem Umstand, daß jeweils differente Aspekte des Themas fokussiert wurden, haben, denn selbst bei noch so divergenten Ansatzpunkten und „Fortbewegungsmitteln“ müßten die Forscher auf demselben Terrain einander wenigstens einmal auf Hörweite nahekommen. Gerade dies ist aber faktisch nicht der Fall.

Die prekäre Situation wurzelt in der Fragestellung – „Kommunikationsgeschichte“.

A. Zur Kritik der „Kommunikationsgeschichte“

Die von Wolfgang Duchkowitsch im Band „Mediengeschichte“ konstatierte „Transzendenz“³ der Mediengeschichte zur Kommunikationsgeschichte scheint ein geradezu gigantischer wissenschaftstheoretischer und -geschichtlicher Entwicklungsschritt zu sein. Als wäre sie in Siebenmeilenstiefel geschlüpft, überspringt die Kommunikationsforschung damit die Barrieren zwischen Archäologie, Anthropologie, Psychologie und Verhaltensforschung, Soziologie, Linguistik, allgemeiner Historiographie und noch einigen anderen Disziplinen und spannt ein integratives Netz über sie, mittels dessen sie alle aufs Gedeihlichste miteinander kommunizieren können. Doch der Sprung in den wissenschaftstheoretischen Orbit, den die Mediengeschichte mit ihrer „Transzendenz“ zur Kommunikationsgeschichte unternimmt, gemahnt ans Schicksal eines bestimmten antiken Kreta-Flüchtlings.

I. Gefährliche Versuchung: Überwindung des Spezialistentums

Verführerisch ist zweifellos die von Eugen Semrau beleuchtete Perspektive des Terminus Kommunikationsgeschichte, die auf die mögliche Überwindung des Spezialistentums im modernen wissenschaftlichen Gefüge weist.⁴ Die zentrifugale Kraft der disziplinären Spezialisierung, die sich gerade in den Wissenschaften vom Menschen (selbst die Medizin ist hier aufgerufen) besonders kontraproduktiv auswirkt, ist wohl mit Fug als eine der Hauptursachen des gegenwärtigen Defizits an allgemeiner Gesellschaftstheorie anzusehen. Was ist eine Linguistik, die alles über den Phänomcharakter des interdentalen stimmhaften Frikativs weiß, hingegen nichts mehr über die Menschen, in deren Sprache er Phonem ist (Engländer, Griechen, Araber etc.)? Was ist eine Anthropologie, die zwar alles über das Volk der Tallensi im Obervolta (Burkina Faso) bis hin zur Gewohnheit ihrer Frauen, beim Essenbringen niederzu-

³ Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festschrift für Marianne Lutzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien, Köln, Graz: 1985. Nachspann.

⁴ Vgl. Eugen Semrau: *Blicke hinter den Spiegel. Anmerkungen zu Integrationsversuchen kommunikationswissenschaftlichen Wissens*. In: Duchkowitsch: *Mediengeschichte*, 77 f.

knen⁵, weiß, hingegen schon an der Integration von Völkerkunde und Volkskunde scheitert?

Daß die akademische Spezialisierung - präziser: der Zwang zur Spezialisierung - den Wissenschaften von den Menschen weit mehr Nachteile als Nutzen gebracht hat, ist schon seit dem Beginn der Moderne, in der jene Spezialisierung statthat, *locus communis* von Wissenschaftstheorie und -geschichte. Wovon aber geht dieser Zwang zur Spezialisierung aus? Diese Frage stellt Semrau nicht, und gerade deshalb muß er auch eine Antwort auf die (immerhin gestellte) Zusatzfrage schuldig bleiben: Versteht nicht schon die Frage nach „Kommunikationsgeschichte“ in ihrer Ungeheuerlichkeit sich selbst den Weg zu Ergebnissen?

Der Zwang zu wissenschaftlicher Spezialisierung ist das Resultat zweier wissenschaftshistorischer Prozesse, deren Wirkungen sich in fataler Synergie wechselseitig potenzieren. Sie werden im folgenden rekonstruiert.

1.1. Zum einen gründet das Expertentum in der Tendenz zur Arbeitsteiligkeit, von der auch der akademische Betrieb nicht verschont geblieben ist. Diese Tendenz geht ihrerseits aus vom Rationalismus amerikanischer Prägung, der nach dem letzten Krieg auch in der europäischen Wissenschaft Einzug gehalten hat, wengleich sie sich niemals so vorbehalt- und restlos an die Wirtschaft ausgeliefert hat, wie die US-amerikanische. Der Effekt der Entfremdung, den Marx auf arbeitsteilig verfaßte Produktionsverhältnisse zurückführt, schlägt gerade in den Wissenschaften vom Menschen doppelt durch: Er entzieht diesen nämlich nicht nur ihren Gegenstand, sondern mit ihm auch den Boden, auf dem sie als Wissenschaften stehen. Im grellsten Licht des Prozesses der Entfremdung vom eigenen Gegenstand steht heute wohl die moderne wissenschaftliche Humanmedizin. Noch wehrt sie sich verbissen gegen Alternativen wie Homöopathie. Doch schon diese machen aus dem Desiderat der „Ganzheitlichkeit“ nicht mehr als Ideologie: Als sei ein Patient, der seinerseits die vollständige Sozialisation in die moderne, hundertprozentig arbeitsteilige Gesellschaft durchgemacht hat, zurückzubringen auf den Zustand „ganzheitlicher“, „eigentlicher“ Existenz, wie er bis zur Industriellen Revolution einmal geherrscht haben mag, mit welchen Mitteln immer. Solche Absichten geraten zur Ideologie der Eigentlichkeit und ihr Jargon ist die Sprache von Esoterik und New Age.

Der Zustand der Entfremdung der Wissenschaften vom Menschen von ihrem Gegenstand wird als Resultat von Spezialisierung in der Folge von Arbeitsteiligkeit üblicherweise zwar zuallererst am Beispiel der (klassischen) Humanmedizin aufgezeigt und kritisiert. Doch das bedeutet nicht zugleich, daß es um die anderen Humanwissenschaften besser bestellt sei. Der Begriff „Kommunikationsgeschichte“ segelt unter derselben Flagge der Ganzheitlichkeitsideologie wie die Homöo-

pathie als Alternative zur spezialisierten Schulmedizin. Dabei mag er durchaus „ganzheitlich“ gedacht sein. Als *terminus theoreticus* ist er dennoch eine wissenschaftstheoretische Totgeburt, weil sich nicht in der Theorie überwinden läßt, was die alltägliche Forschungspraxis der Wissenschaft aberlangt: Expertentum, Spezialisierung. Zur Ideologie wird er, weil er suggeriert, mit der einmal gelungenen Totalrekonstruktion der Geschichte von Kommunikation sei zurückzukehren in einen Weltzustand, in dem die Kommunikation im überschaubaren dörflichen Mikrokosmos noch tatsächlich systematisch und funktional erklärbar wäre und Entfremdung und die meist tragischen Fälle von Nicht-Kommunikation gar nicht mehr statthätten. In McLuhans Vision vom *global village*⁶ kristallisiert diese Sehnsucht und verrät zugleich die ihr immanente Tendenz zur Totalitarität. Diese Tendenz schreibt dem Terminus „Kommunikationsgeschichte“ sein Schicksal in der Forschungspraxis ein: Er wird inoperativ und unfruchtbar bleiben, weil sich sein Gegenstand, so sehr jener auch „*phénomène social total*“⁷ sein mag, als zu ausdifferenziert, zu evolutioniert erweist, als daß er nur aus der einen Perspektive seines Kommunikations-Seins, aus der Totale, historisch begriffen werden könnte. Damit ist überzuleiten zur Rekonstruktion der zweiten Wurzel der wissenschaftlichen Spezialisierung.

1.2. Zum anderen aber, und das ist wohl der hier relevantere Umstand, geht die Spezialisierung einer Wissenschaft in der Hauptsache auf die zunehmende Ausdifferenzierung ihres Gegenstandes bzw. auf die Erkenntnis desselben zurück, zumal, wenn es sich um eine *monitor*-Wissenschaft wie die Medienforschung (aber auch Erforschung der Gegenwartssprache, Zeitgeschichte, generell: alle Disziplinen, deren Gegenstand *present day*-Erscheinungen - inbegriffen deren Phylogene und ihre historische Rekonstruktion - sind) handelt. Denn eine Wissenschaft, die ihren Gegenstand nicht aus den Augen verlieren will, muß sich in demselben Maß und in derselben Geschwindigkeit entwickeln, wie es ihr Gegenstand tut; andernfalls riskiert sie ihre Legitimation. Eines der frühesten und zugleich prominentesten kommunikationswissenschaftlichen Opfer jenes Zwanges, am Puls der Zeit zu bleiben, ist wohl Walter Benjamins „Kunstwerk“-Aufsatz⁸ (1935). Sein Versuch, die technischen Reproduktionsmöglichkeiten ästhetischer Gestaltung noch einmal zusammenzuschauen mit den gesellschaftlich operativen Möglichkeiten von ästhetisch Gestaltetem (den Theorien Brechts folgend) geht ein letztes Mal vor dem Krieg - und viel zu spät, ihm noch ernsthaft Entscheidendes entgegenzusetzen -, danach, die Disziplinen ästhetischer Hermeneutik, Philosophie (Epistemologie: „Der Königsweg der Erkenntnis ist die Kunst“) mit Soziologie und Technik-

⁶ „The new electronic interdependence recreates the world in the image of a global village“, heißt es in Marshall McLuhan, Quentin Fiore: *The Medium is the Message. An Inventory of Effects*. New York 1962, 67.

⁷ Semrau, *Blicke*, 78.

⁸ Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt/M. 1963.

⁵ Vgl. Uwe Wesel: *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften vor der Entstehung staatlicher Herrschaft*. Frankfurt/M. 1980, 95.

Geschichte zu vermitteln. Das Resultat: Benjamins Essay bleibt schon zu seiner Zeit akademisch ortlos.

Um wieviel heimatloser wird eine Disziplin bleiben müssen, die sich mit einem Gegenstand konfrontiert sieht, der sich in seiner Vernetzung über buchstäblich alle menschlichen Angelegenheiten ausbreitet, und dabei zugleich in sich so differenziert ist, daß schon seine alltägliche Produktion zwei bis drei Dutzend Berufsstände gleichzeitig beschäftigt? Die Frage ist so rhetorisch, wie sie sich anhört. Ihre Antwort existiert dennoch als unselbstverständliche. Sie liegt in dem Spannungsfeld zwischen der Besonderheit (Ausdifferenziertheit) des Gegenstandes und der Allgemeinheit seiner historischen Präsenz und Relevanz.

Dasselbe Spannungsfeld betritt auch Semrau, der für die interdisziplinäre kommunikationshistorische (und allgemein -wissenschaftliche) Forschung gemeinsame „wissenschaftliche Weltbilder“ wünscht: „Diese müßten allgemein genug sein, um von Psychologen, Pädagogen oder Informatikern akzeptiert werden zu können und gleichzeitig spezifisch genug, um für spezialisierte, fachorientierte Forschung fruchtbar zu werden.“⁹

Gefordert ist die Quadratur des Kreises; gesucht wird nach hölzernem Eisen. Damit ist zwar die Stärke der Spannung zwischen der allgemeinen Bedeutung des Gegenstandes und dem realen Ausmaß seiner Ausdifferenziertheit sehr plastisch zum Ausdruck gebracht, doch kein Ansatz zu einer Vermittlung zwischen den Polen geleistet.

2. „Kommunikationsgeschichte“ nur als Geschichte vermittelter Kommunikation

Eine mögliche Kommunikationsgeschichte leidet an der Aporie, schlechthin nur als Menschheitsgeschichte schreibbar zu sein und als solche wiederum nur als Geschichte gescheiterter Kommunikation. Wie erklärt sich dieses Dilemma, und welche Folgen hat es für eine Historiographie menschlicher Verständigung bzw. Nicht-Verständigung?

Kommunikation als solche besitzt selber überhaupt keine historische Dimension, sondern ist *quasi* naturgesetzhaft Voraussetzung allen Lebens und als solche ahistorisch. Entsprechend wiederholt sich die Kontaktaufnahme eines neuen Lebewesens mit seiner Umwelt als seine allererste Handlung als die Urszene von Kommunikation seit Millionen von Jahren bis in unsere Tage und wird es bis zum Ende der Zeit weiter tun. Historizität gewinnt Kommunikation in zweierlei Form:

2.1. Einmal, indem sie stets an Kommunizierende gebunden ist. „Kein Sein ohne Seiendes“¹⁰, und deshalb

keine Kommunikation ohne kommunizierende Wesen. Gerade deshalb aber auch keine Geschichte der Kommunikation ohne Geschichte kommunizierender Wesen, folglich keine Geschichte menschlicher Kommunikation ohne Geschichte der Menschheit, ihrer Sprache(n) (als ihr existentielles Kommunikations-Medium), ihrer Kultur, ihrer sozialen Organisation, ihres Aufstiegs zur Herrschaft über alle anderen lebenden Wesen, ihrer Konflikte, ihrer Weisen, diese Konflikte zu lösen etc. Kommunikation läßt sich aus keiner dieser menschlichen Angelegenheiten eskamotieren. Das bedeutet nun aber nicht weniger, als daß die Voraussetzung einer Kommunikationsgeschichte eine umfassende Menschheitsgeschichte ist, ein Projekt, das, wie in A.1. zu zeigen versucht wurde, schon aus wissenschaftstheoretischen und -historischen Gründen unrealistisch und unrealisierbar ist. Da hilft auch das schöne Wort von der Interdisziplinarität nichts mehr. Denn interdisziplinäre Forschung kann nur dann gelingen und Fortschritt zeitigen, wenn sie die wechselseitige theoretische *Ergänzung* der involvierten Disziplinen im Sinn hat und nicht deren „Integration“¹¹, die nur auf der Grundlage einer Ganzheitlichkeit statthaben kann, die historisch nun einmal obsolet ist und, ohne es vielleicht zu wissen, schlechterdings nur als totalitäre Ideologie noch fort- bzw. wiederauflebt. Und gerade weil Interdisziplinarität bestenfalls auf der Basis wechselseitiger Ergänzung gelingen kann, sind ihr *a priori* Grenzen gesetzt, Grenzen, die noch vor einer Menschheitsgeschichte, mithin vor einer *Kommunikationsgeschichte* liegen - doch immerhin eine *Mediengeschichte* nicht völlig ausschließen, wie gezeigt werden wird.

2.2. Historizität gewinnt (menschliche) Kommunikation zweitens durch den Umstand, daß sich die Menschen bereits seit Urzeiten bestimmter Hilfsmittel bedienen, die Kommunikation ermöglichen, ihren Fortbestand gewährleisten, ihr Funktionieren verbessern und beschleunigen und ihre Qualität und Quantität steigern sollen - Kommunikationsmedien sind „anthropologische Aprioris“¹². Daß die Fähigkeit, solche Kommunikationshilfen zu entwickeln und sinnvoll einzusetzen, einen wesentlichen Faktor der Entwicklung zur menschlichen Herrschaft über die Erde darstellt, ist *locus communis* aller Anthropologie und verweist in dem hier abzuhandelnden Zusammenhang lediglich auf den bereits konstatierten Konnex zwischen Kommunikation und Menschheitsgeschichte.

Kommunikation gewinnt historische Dimension dort, wo sie auf dem Umweg über Hilfsmittel statthat, und deren Entwicklung, präziser: deren Stand der Entwicklung gibt einer Historiographie die Möglichkeit an die Hand, Qualität und Quantität von Kommunikation

eskamotieren ist. Geschieht das dennoch, ist auch die Erkenntnis des Charakters des Seins ausgeschlossen. Ähnliches könnte einer Kommunikationshistorie unterlaufen, die Kommunizierende als Voraussetzung von Kommunikation unterschlägt. Gerade deshalb ist sie aber zur Menschheitsgeschichte gezwungen, um nicht zu sagen: verurteilt.

¹¹ Semrau, *Blicke*, 81 et passim.

¹² Friedrich A. Kittler: *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin, 1986, 167.

⁹ Semrau, *Blicke*, 79.

¹⁰ Theodor W[iesengrund] Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/M. 1975, 139. Adornos Dictum richtet sich gegen Hegels idealistische Ontologie, die glaubt, das allgemeine Wesen des Seins erkennen zu können, ungeachtet der Dinge, die da „sind“, ungeachtet des Seienden bzw. Etwas, das, so Adorno, nicht aus dem Sein zu

zu einer bestimmten historischen Stufe zu messen. Nur auf diese Weise kann Kommunikation zum Gegenstand einer Geschichtswissenschaft werden, kann also „Kommunikationsgeschichte“ betrieben werden. Mit anderen Worten: Kommuniziert hat die Menschheit immer, dadurch ist Kommunikation ahistorisch; aber sie hat es zu anderen Zeiten mit jeweils anderen Mitteln und in entsprechend anderen Ausmaßen getan, und dadurch ist Kommunikation historisch.

Historisch ist nicht Kommunikation an sich sondern ihre Vermittlung und deren operative Instrumente: Kommunikationsmedien. Damit ist überzuleiten zu

B. Zur Rettung der „Mediengeschichte“

Sind im Abschnitt A wissenschaftstheoretische Argumente gegen den Terminus „Kommunikationsgeschichte“ dargelegt worden, so ist nun aus ebenso wissenschaftstheoretischer Sicht Partei zu ergreifen für den Begriff „Mediengeschichte“. Die Argumentation verfolgt dabei zwei Stränge: Sie versucht zum einen zu begründen, warum „Kommunikationsgeschichte“ als „multivariates, interdisziplinäres Projekt“¹³ nicht mehr als den Horizont einer umfassenden Rekonstruktion der Kommunikationsmedien erschließen kann. Sie versucht zum anderen, den Begriff der „Kommunikation“ dahingehend zu historisieren, daß Fälle *gesehelter* Kommunikation - Kriege, gewaltsame Konflikte aller Art - besonders eine Entwicklung am allermeisten beflügelt haben: die Bemühung um Kommunikationsmedien (*matter of fact*: Ihr Radio verdanken die Deutschen dem Ersten Krieg). Dieser Widerspruch - zwischen gesehelter nicht-medialisierter Kommunikation und forcierter medialisierter Kommunikation als Folgeerscheinung - und die Grenzziehung zwischen Medien- und Kommunikationsgeschichte als zwingende Konsequenz der forschungspraktischen Tatsachen, sind anschließend zu vermitteln in einer grundsätzlichen Option für den Terminus „Mediengeschichte“ an der Stelle von „Kommunikationsgeschichte“.

1. Interdisziplinäre Forschung als Erfolgsrezept?

Der Begriff „Interdisziplinarität“ gehört zu den meistgebrauchten, zugleich zu den theoretisch unfundiertesten Termini der Wissenschaftstheorie seit den Sechziger Jahren. Seine große Beliebtheit hat eine einfache Erklärung: Sie liegt in der Faszination der Vorstellung, mit dem Begriff ließen sich die Schranken zwischen den Interessensgebieten, auf die die alltägliche Praxis immer wieder schmerzhaft stößt, auf einfache Weise überwinden, und mit ihm wäre zurückzukehren zu einem Zustand, in dem die Humanwissenschaften noch einträchtig vereint im Schoße der Mutter Philosophie aufgehoben wären, auf daß das schreckliche Aneinander-Vorbei-Reden (mit dem sämtliche interdisziplinäre Projekte be-

ginnen und meist auch enden) zwischen doch so verwandten Wissenschaften ein Ende hätte.

Indes: Mehr als ein Wort ist aus der Interdisziplinarität zumeist nicht zu machen. Der ungeheuer bemühte und beherzte Versuch von Wolfgang Duchkowitsch, zwischen Geschichtswissenschaft und Soziologie zu vermitteln¹⁴, legt überdeutliches Zeugnis ab von der realen Entfremdung zwischen den genannten Disziplinen, und dieses Zeugnis ist zu verallgemeinern auf das Konzert der Humanwissenschaften, das keiner gemeinsamen Partitur mehr gehorcht.

Der Terminus Interdisziplinarität besitzt als wissenschaftstheoretischer Begriff keinerlei Praxisbezug, ist praktisch inoperativ und wäre daher zu ersetzen durch den Begriff der Kooperation.

Dem Terminus Kooperation inhäriert nicht wie jenem der Interdisziplinarität die Implikation, die Arbeitsteiligkeit, die zur Entfremdung zwischen den Disziplinen geführt hat, wäre rückgängig zu machen in einem Integrationskonzept, in dem die unterschiedlichen Kompetenzen der involvierten Disziplinen aufgelöst sind. Gerade jenes falsche Versprechen des Terminus Interdisziplinarität leistet der Begriff der Kooperation nicht. Er ist deshalb nicht nur ehrlicher, sondern vor allem praktisch unvergleichlich operativer als jener der Interdisziplinarität. Sein Konzept lautet: Abfindung mit der Realität der Arbeitsteiligkeit, doch Versuch der Überwindung der Entfremdung als deren Folge durch den Vergleich der Kompetenzen, die Suche nach Kompetenz-Gemeinsamkeiten und entsprechende Verteilung von Agenden *nur in konkreten Kooperationsprojekten*. Keinesfalls aber darf die Idee einer „Zwischenwissenschaft“¹⁵ zum Leitgedanken der Zusammenarbeit werden, in der die Arbeitsteiligkeit des modernen wissenschaftlichen Gefüges rückgängig gemacht werden könne. Solches Ansinnen versetzt sich auf historisch obsoletere Stufe und verstellt sich damit selbst den Weg zu Resultaten. Was erreicht werden kann, ist lediglich die Milderung, eventuell sogar die Überwindung der Entfremdung zwischen den Disziplinen als Folge von Arbeitsteiligkeit, auch das aber nur in konkreten Kooperationsprojekten mit klarer, überschaubarer, zeitlich definierter realistischer Zielsetzung. Eine ganze Folge solcher Kooperationsprojekte kann das Substrat abgeben zu einer Mediengeschichte.

Getreu dem sehr weisen Motto „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ hätten die in eine systematische Rekonstruktion institutionalisierter medialisierter Kommunikation involvierten Disziplinen - als da wären: Technik(-Geschichte), Kommunikationswissenschaft,

¹⁴ Wolfgang Duchkowitsch: *Mediengeschichte zwischen Historie und Soziologie. Auf dem Weg von innen nach außen*. In: Duchkowitsch, *Mediengeschichte*, 37-50.

¹⁵ Selbst Benjaminus „Kunstwerk“-Aufsatz, der nicht interdisziplinär sondern metadisziplinär verfährt, erfüllt, wie oben gesagt, das Schicksal des Exils im Diskurs. Jener Gesamtblick auf den kulturellen Prozeß, den metadisziplinäre Forschung voraussetzt, in dessen Besitz sich Benjamin noch wissen konnte, ist heute nicht mehr einzunehmen; jeder interdisziplinäre Versuch kann nur zur „Zwischenwissenschaft“ werden, die sich, stärker noch als Benjaminus „überwissenschaftliche“ Leistung, innerhalb des Diskurses selbst exiliert.

¹³ Hans-Dieter Kübler: *Kommunikationshistoriographie nur als multivariates, interdisziplinäres Projekt. Beispiel: zeitgenössische Rezeptionsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“*. In: NPzKG 2, 3-8.

Sozialgeschichte, Kulturgeschichte (Kunstgeschichte, Literaturgeschichte) - zunächst sich selbst zu fragen, inwieweit und in welcher Weise medienhistorische Probleme für ihre *eigene* Arbeit von Belang sind; sodann wären diese Probleme an die anderen Disziplinen heranzutragen und gemeinsame Wege zu Lösungen zu diskutieren. Oberste Maxime bei allen Einzelprojekten: Sinnvolle Verteilung der Agenden nach Kompetenz und nicht Integration der Kompetenzen selber sowie Überschaubarkeit.

Mediengeschichte wäre auf der Grundlage eines Konzerts von Kooperationsprojekten zu leisten. Terminologische Grundvoraussetzung: Substitution von Kommunikationsgeschichte durch Mediengeschichte, Substitution von Interdisziplinarität durch Kooperation.

2. Mediengeschichte als Geschichte gescheiterter Kommunikation

Zu den Gemeinplätzen der allgemeinen wie der Mediengeschichte rechnet, daß der einzig relevante Motor technisch-medialen Fortschritts die militärische Entwicklung ist. *Πολεμοῦ παντὸν πατήρ* erweist sich schon auf den ersten Blick als gerade im Feld medialisierter Kommunikation als besonders zeugungsfähiger Generator.¹⁶ Dies gilt zwar in der Hauptsache, aber durchaus nicht nur für die Neuzeit.

Kriege und Konfliktfälle aller Art werden bereits seit der frühen Aufklärung als notwendige Folge gescheiterter Kommunikation interpretiert. Die Dramen Lessings bringen eine vollkommen neue Struktur des tragischen Konflikts auf die Bühne: Nicht die tragische Notwendigkeit des Fatum, des Schicksals, dem nicht zu entrinnen ist, führt im *Philoctas* (1758) zur Katastrophe, wie es aus der antiken griechischen Tragödie überliefert ist. Sondern es ist der Mangel an Verständigung - der verweigerte Dialog im Falle des *Philoctas* - der dem Drama sein tragisches Ende verleiht: den Suizid des Protagonisten.¹⁷

¹⁶ Den positiven Nachweis dieser These führt Friedrich Kittler; verwiesen sei auf die in Fußnote 18 zitierten Arbeiten.

¹⁷ Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Philoctas. Ein Trauerspiel*. Stuttgart: 1979. Dieser gewaltige Paradigmenwechsel, der am Beginn der modernen deutschen Dramatik steht, ist durchaus keine rein literarische Erscheinung. Würden Kriege noch bis ins 17. Jahrhundert als Schicksalsfälle, „Gottesstrafen“ aufgefaßt (vgl. H. J. C. v. Grimmelshausens „Simplicissimus“, eine weitgehend irrationalistische Reaktion eines Zeugen der Kämpfe in Westfalen, am Oberrhein und an der Donau während des Dreißigjährigen Krieges), so beweist der preußische Militärtheoretiker und -historiker von Bülow zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit seiner Darlegung des Unterschiedes zwischen „Strategie“ und „Taktik“ schon eine weit realistischere Sicht der Dinge; vgl. Adam Heinrich Dietrich von Bülow: *Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen auch für Laien in der Kriegskunst fäblich vorgetragen von Heinrich von Bülow, ehemaligem Preußischem Offizier*. Hamburg 1799. Bzw. auch Ders.: *Neue Taktik der Neuern wie sie seyn sollte*. Leipzig 1805. Vollends säkularisiert ist der Krieg schließlich bei von Clausewitz: „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ - damit ist nicht nur dem Krieg sein Aspekt als schicksalhaftes Ereignis mit göttlicher Billigung genommen, damit ist vor allem auch gescheiterte Kommunikation (auf politischer, diplomatischer Ebene) als seine Grundursache erkannt:

[...] [S]einer Bedeutung nach war er [der Krieg, H. W.] aber nur eine etwas verstärkte Diplomatie, eine kräftigere Art zu unterhandeln, in der Schlächten und Belagerungen die Hauptnoten waren. Sich in einem

Wenn nun gescheiterte Kommunikation als *prae-missa prima* medialen (und generell technischen) Fortschritts gesetzt wird, so entfaltet sich damit ein Widerspruch, der in der Folge zu diskutieren ist.

Das Paradoxon, daß gerade das Nicht-Zustandekommen von nicht-medialisierter Verständigung die Entwicklung medialisierter Verständigung vorantreibt, verweist einmal auf den theoretischen Fehler, den Mediengeschichte in ihrer „Transzendenz“ zu Kommunikationsgeschichte begehrt: daß sie „Kommunikation“ mit „Vermittlung von Kommunikation“ zusammenlegt. Damit wird nicht nur, wie bereits gesagt, der Kommunikation an sich historische Dimension zugewiesen, die sie nicht besitzt, damit wird vor allem der Blick auf jene Prozesse verstellt, in deren Verlauf sich die *strukturelle Gestalt* der Kommunikation durch die jene vermittelnden Medien verändert. Gerade in dieser Perspektive aber wäre *Mediengeschichte die genuine Geschichte von Kommunikation*; indem sie rekonstruiert und zu erklären versucht, wie sich die Strukturen und Dimensionen von Kommunikation durch Kommunikationsmedien historisch verändern, und zwar sowohl innerhalb der Medien als auch außerhalb derselben.¹⁸

mäßigen Vorteil zu setzen, um beim Friedensschluß davon Gebrauch zu machen, war das Ziel auch des Ehrgeizigen.

Carl von Clausewitz: *Was ist der Krieg? Ein Diskurs*. Hrsg. v. Lutz Schulenburg/Wolfgang Bortlik. Hamburg, Zürich 1985. [Orig. 1832], hier 34 u. 62.

Die diplomatische Kommunikation klappt nicht mehr, folglich wird der Diskurs in geradezu eiserner Logizität mit militärischen Mitteln fortgesetzt, bis die Diplomatie wieder funktioniert und - unter durch die Kriegshandlungen geänderten Bedingungen - wieder verbal verhandelt werden kann. Das Scheitern von Kommunikation ist in diesem Modell zwar auf die diplomatische Ebene beschränkt, doch bekanntlich ist die Diplomatie der konzentrierte Diskurs von Regierungen und deren Völkern. Gescheiterte Kommunikation auf diplomatischer Ebene müssen also immer auch nicht befelegbare Verständigungsschwierigkeiten zwischen Ländern (Interessenskonflikte wirtschaftlicher oder politischer Art, ethnische Konflikte etc.) - aufgrund derer die Diplomatie ja überhaupt erst aktiv wird - vorausgehen. Dies rechtfertigt die Verallgemeinerung des Scheiterns von Kommunikation als Grundursache für Kriege.

¹⁸ Hannes Haas zitiert in seinem Beitrag zu „Mediengeschichte“ einen Satz nach Viktor Ergert: „Die Bekräftigung ‚im Radio ist es gesagt worden‘ schien fast jede Diskussion zu beenden und jeden Zweifel auszuschließen.“; vgl. Hannes Haas: *Zwischen Komplementarität und Konkurrenz: Zur Veränderung des Kommunikationssystems durch die Einführung ‚neuer Medien‘ am Beispiel der Ersten Republik*. In: Duchkowsch, *Mediengeschichte*, 134.

Dieses Zitat verweist auf eine historisch neue Stufe diskursiver Kommunikation, die direkt durch ein institutionalisiertes Kommunikationsmedium generiert wird, und zwar nicht nur inhaltlich („im Radio ist es gesagt worden“ als historisch neues Argument), sondern vor allem auch strukturell: im Hinweis auf die Fähigkeit dieses Arguments, auf die kommunikative Situation selbst und ihre Strukturen zu wirken, kommt dies zum Ausdruck. Kommunikation ist hier verändert (erweitert? eingeschränkt? bereichert? verarmt?) worden durch die spezifische Verfälschung des Mediums Radio, das in seiner Institution RAVAG größten Wert auf die Tendenzlosigkeit seiner Berichterstattung gelegt hat, und so die zitierte Aussage - „im Radio ist es gesagt worden“ - zu einer historisch neuen Form diskursiver (argumentativer) Kommunikation geprägt hat.

Doch die Determinierung von Kommunikation innerhalb und außerhalb von Kommunikationsmedien durch dieselben ist als mögliches Objekt historiographischer Rekonstruktion wesentlich mehrdimensionaler. Verwiesen sei etwa auf Walter Ongs Konzept der „sekundären Oralität“; vgl.

Walter Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Wolfgang Schömel. Opladen 1987.

Die Unterschiede zwischen elektronischen Medien und dem Druck haben uns für den früheren Kontrast zwischen Schreiben und Oralität sensibilisiert. Das elektronische Zeitalter ist auch eine Periode der „sekundären Oralität“, der Oralität von Telefonen, des Radios und des Fernsehens, die es ohne Schrift und Druck nicht geben würde. (S. 10)

Der Widerspruch zwischen gescheiterter nicht-medialisierter Kommunikation und forciert medialisierter Kommunikation als deren Folge verweist andererseits geradezu modellhaft in die Zeitgeschichte. Ist in ihm nicht das 20. Jahrhundert *in nuce* formuliert? Ist nicht der Surrogatcharakter der Kommunikation *qua* Medien anstelle von individueller, unmittelbarer interaktiver Kommunikation in ihm schon gleichermaßen ansichtig wie die endgültige Suspendierung der politisch-diplomatischen *face to face*-Kommunikation durch die Video-Aufnahme einer explodierenden Aerosolbombe über der Wüste vor Bagdad, wie die endgültige Suspendierung der mühsamen Überzeugungsarbeit im individuellen Gespräch, des intellektuellen Diskurses durch die Tagesbefehlsausgabe *qua* Lautsprecher und Volksempfänger in einem totalitären Regime?

Natürlich wäre das Modell erst wissenschaftlich zu prüfen, bevor es einer möglichen Geschichte der Medien als Axiom zugrundegelegt wird. So wäre so genau wie möglich nach seinen inneren Kausalitätsstrukturen zu fragen: Zu eruiieren wären die historischen Orte, an denen versagende nicht-medialisierte Kommunikation als Generator medialisierter Kommunikation von medialisierter Kommunikation selber abgelöst wird, wo also das mediale System beginnt, durch sich selbst zu leben und zu wachsen, wo es sein Eigenleben gewinnt.¹⁹

Ong geht hier nicht nur das Problem der Vernetzung im modernen medialen System an (Schrift und Druck als *conditio sine qua non* der Nicht-print-Medien), sondern vor allem auch jenes der durch akustische (optisch/akustische) Medien veränderten Kommunikation: Die Mündlichkeit des Telefongesprächs bzw. des Radio-Kommentars ist von gänzlich anderer struktureller Ausformung und sie trägt die Prägung der *technischen Logik* des jeweils verwendeten Mediums. Als sekundäre Orality wirkt sie auch auf die strukturellen Eigenschaften der primären der mündlichen *face to face*-Kommunikation und generiert historisch neue Formen von Kommunikation.

Verwiesen sei gleichfalls auf die Arbeiten von Friedrich A. Kittler zum Thema, vor allem auf: Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme. 1800-1900*. München 1985. Ders.: *Grammophon*. Ders.: *Rockmusik. Ein Mißbrauch von Heeresgerät*. In: Theo Elm, Hans H. Hiebel (Hrsg.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Freiburg 1991, 245-257. Ders.: *Im Telegammstil*. In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurslements*. Hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M. 1986, 358-370. Ders.: *Medien und Drogen in Pyrchons Zweitem Weltkrieg*. In: *Die unvollendete Vernunft. Moderne versus Postmoderne*. Hrsg. v. Dietmar Kamper/Willem van Reijen. Frankfurt/M., 240-259. Ders.: *Romantik - Psychoanalyse - Film. Eine Doppelläufergeschichte*. In: *Eingebildete Texte. Affären zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Jochen Hörisch/Georg Christoph Tholen. München 1985, 118-135. Ders.: *Über romantische Datenverarbeitung*. In: *Die Aktualität der Frühromantik*. Hrsg. v. Ernst Behler/Jochen Hörisch. Paderborn et al. 1987, 127-140.

Kittlers Überzeugung ist der unweigerliche Reflex im literarischen Diskurs, den sämtliche Innovationen im Bereich der technisch-medialen Kultur zeitigen. In „Grammophon. Film Typewriter.“ geht Kittler soweit, die neuen Aufschreibesysteme als Formen technisch gestützter, medialisierter Kommunikation (Schreibmaschine, EDV-gestützte Textverarbeitung, elektronischer Satz, elektronisch gesteuerter Druck etc.) als präformierende Faktoren der Strukturen der literarischen Botschaft selbst anzuerkennen. Auch damit ist natürlich die Rede von Kommunikationsgeschichte als Mediengeschichte - aufgerufen ist bei Kittler die Kommunikation im literarischen Diskurs (deren gesellschaftlicher Bezug und Einfluß gar nicht erst erläutert werden muß) unter dem Einfluß der technischen Medien.

¹⁹ Das Phänomen des durch und für sich selbst produzierenden, sich selbst reproduzierenden technisch-medialen Diskurses dokumentiert gerade der oben angedeutete zweite Golfkrieg: Dem Krieg der fern- und selbstgesteuerten Bomben und deren live-geschalteter Explosion am Fernsehschirm als neuer Form von *real-*

Grundsätzlich beizubehalten wäre aber die Auffassung der Medien als Kommunikationsveränderer historischer Dimension, mithin der Mediengeschichte als genuiner Kommunikationsgeschichte. Gemeinsam mit der Einsicht in die schon aus wissenschaftstheoretischen Gründen nicht machbare interdisziplinäre „Kommunikationsgeschichte“ als „Zwischenwissenschaft“ - oder metadisziplinäre „Überwissenschaft“²⁰ - terminiert diese Einsicht in der oben annoncierten grundsätzlichen Option für „Mediengeschichte“ anstelle von „Kommunikationsgeschichte“.

Eine „Kommunikationsgeschichte“ erfüllt ihre kommunikationswissenschaftliche Aufgabe mit der Leistung einer allgemeinen enzyklopädischen Geschichte der *Medien*. Es ist die Angelegenheit der anderen Wissenschaften vom Menschen, eine solche Mediengeschichte für ihre Zwecke einzusetzen: Mit ihr soll etwa die Psychologie Antworten auf die seelische Verfassung des Menschen im Medienzeitalter finden können; mit ihr soll ein Linguist die Einflüsse der medialen Kultur auf die Gegenwartssprache erforschen können; mit ihr soll ein Verhaltensforscher Aufschlüsse gewinnen können über die Interferenzen zwischen medialisierter und *face-to-face*-Kommunikation; mit ihr soll die Soziologie die Einrichtungen öffentlicher und medialisierter Kommunikation als Faktoren des gesellschaftlichen Prozesses in ihre synchrone und diachrone Forschung integrieren können; sie soll die allgemeine Historiographie als Teil ihres Gesamtinteresses auf die Kulturgeschichte projizieren können. Auf keinen Fall aber soll diese Agenden die Kommunikationsgeschichte übernehmen. Sie hat sich zu beschränken auf die Rekonstruktion der *Vermittlung* von Kommunikation. Schon diese fordert durch die zwingend notwendige Vermittlung der technischen Geschichte der Medien mit der Geschichte ihrer Botschaften ein Maß an Kooperation mit anderen Disziplinen, welches zu erfüllen der Kommunikationswissenschaft nicht leicht fallen wird. Jedenfalls ist Abstand zu nehmen vom Unternehmen „Kommunikationsgeschichte“ als Menschheitsgeschichte. Derartige Titanenflüge haben erfahrungsgemäß nichts als Katastrophen nach sich gezogen.

II. Synopse des Rundfrageergebnisses - Kommentare

Verena Blaum:
Geschichtsräume, Zeiträume. Zu den Orten einer zeitgeschichtlichen Kommunikations- und Medienforschung im vereinigten Deutschland. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“.

(NPZ/KG 1, 3-4)

life-TV, dem Medienkrieg folgen notwendig neue Medienprodukte wie Stéphane Ferrad: *Die Waffen am Golf*. Übers. v. Johann Prossliner. Erlangen 1991. Am gründlichsten erforscht stellt sich das Eigenleben des medialen Systems bei Friedrich Kittler dar; wieder sei auf die in Fußnote 18 zitierten Arbeiten verwiesen.

²⁰ Vgl. Fußnote 15.

Blaum exponiert ihren Beitrag mit der Frage nach den Konsequenzen der jüngsten historischen Ereignisse in Deutschland für die „Kommunikations- und Mediengeschichte“ (NPzKG 1, 3). Beachtet sei dabei die strikte Unterscheidung zwischen den Bereichen Medien und Kommunikation, die auch in der Folge konsequent durchgehalten wird. Dies wirkt sich sehr erfreulich auf das Verständnis des gesamten Beitrags aus, und es stört unter der Prämisse dieser Trennung auch nicht, daß der Beitrag praktisch ausschließlich von Mediengeschichte, präziser: von der Geschichte des Journalismus im Nationalsozialismus handelt. In anderen Beiträgen, in denen diese Unterscheidung nicht bzw. nur implizit durchgeführt ist (z. B. jenen von Gerhard Botz oder von Franz Dröge), kommt es nämlich gerade deshalb zu erheblichen heuristischen Problemen.

Die Autorin erläutert in der Folge die gegenwärtigen Schwierigkeiten der zeitgeschichtlichen Forschung mit der Präsentation ihrer Resultate anhand des projektiven Deutschen Historischen Museums in Berlin, die sie andeutungsweise als Konsequenzen der Wiedervereinigung darstellt.

Für die Geschichtswissenschaft seien derartige Probleme nicht marginal: Immerhin seien die Orte, an denen sie Öffentlichkeit gewinnt (Blaum zitiert als positives Beispiel die Ausstellung „Wien 1938“ von 1988 in der Volkshalle des Wiener Rathauses) jene Gelegenheiten, die zur „Herausbildung eines ‚Geschichtsbeußtseins‘“ (NPzKG 1, 3) führen könnten, was wiederum die Geschichtswissenschaft selber anregen könne. Mit dem Wunsch nach allgemein verstärktem historischem Bewußtsein ist ein Desiderat ausgesprochen, das eines der wenigen Durchgängigkeiten des gesamten Rundfrageergebnisses darstellt. Es findet sich in nahezu allen Beiträgen, teils explizit (wie bei Blaum), teils implizit: dies sei als kleine Korrektur der Behauptung der großen Indiskursivität des Rundfrageergebnisses, die eingangs getroffen wurde, herausgestellt.

Kommunikations- und Mediengeschichte könne sich nur in enger Anlehnung an die Methodik und Kategorik der allgemeinen Geschichtswissenschaft verwirklichen, so Blaum. Innerhalb ihrer Mutterdisziplin, der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, sei sie in der Lage, „eigene Schwerpunkte zu setzen, die zugleich neue Akzente für die vorwiegend empirisch ausgerichtete und daher extrem auftragsabhängige Medienforschung werden können.“ (NPzKG 1, 3)

Allerdings stoße die Geschichtswissenschaft in ihrer Teildisziplin Zeitgeschichte über die methodologischen Probleme „oszillierender Nähe und Distanz“ (NPzKG 1, 3) zu ihrem Gegenstand hinaus auf das Problem der Verdrängung. Die Aufarbeitung der Nazi-Ära sei auch in der Medienforschung jahrzehntelang „kein“ Thema gewesen, weshalb die historische Quellenlage gerade im Bereich Medien im Dritten Reich immer noch ungünstig sei.

Theorien, Methoden, vor allem eine spezifisch kommunikations- und medienhistorische Methodologie können sich nur in ständiger Wechselbeziehung zur historischen Quellenkunde entwickeln. (NPzKG 1, 4)

Gerade dies - die schlechte Quellenlage aufgrund von Verdrängung des Themas - aber erlaube nach wie vor keine „karrierefördernde[n] Publikationsgeschwindigkeiten“ (NPzKG 1, 4) zum Thema Medien im Nationalsozialismus.

Die deutsche Wiedervereinigung werde dieses Problem nicht lösen, sondern verschlimmern. An die Stelle der Aufarbeitung der Nazi-Zeit werde nun die gegenseitige Vorrechnung der Nachkriegszeit treten, und die Tendenz sei evident, mit welcher diese „Bewältigung“ der getrennten Vergangenheit abgewickelt werde: Die östlichen Institute würden zugunsten westlicher Traditionen geschlossen, womit großartige Forschungszentren auf dem Gebiet der Medienforschung im Osten (namentlich das Leipziger Institut) für immer verloren seien.

Die Autorin schließt ihren Artikel mit einem Appell an ausgeglichene Programmatik der künftigen deutschen Medienforschung. Es sollten keine neuen Dogmen an die Stelle der alten treten, in denen es zur pauschalen Negation einer autonomen DDR-(Medien-) Geschichte und -geschichtsschreibung kommt.

Verena Blaums Beitrag besteht vor allem durch seine terminologische Ehrlichkeit, die zusätzliche, über die von ihr selbst aufgezeigten methodologischen Probleme hinausgehende theoretische Schwierigkeiten vermeidet. Der Artikel erlaubt einen Blick auf medienhistorische Praxis, in der die Kooperation von zwei involvierten Disziplinen (Zeitgeschichte, Medienforschung) in funktionierender Weise verwirklicht scheint.

Gerhard Botz:
Kommunikationsgeschichte: Aus zeitgeschichtlicher Sicht: Zwischen disziplinärer Vergangenheitskonstruktion und allgemeiner Aspektgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 1, 5-7)

Gerhard Botz erblickt einen wesentlichen Entstehungsfaktor der Kommunikationsgeschichte in der Bemühung der Kommunikationswissenschaft um ihre Selbstbefreiung aus der „NS-geprägten, deskriptiv historischen Gründungstradition“ einerseits, andererseits in ihrer Aufarbeitung - „Nachholung“ der „exileuropäisch-amerikanischen“ sozialwissenschaftlichen Entwicklung. Beide Prozesse, so Botz, hätten innerhalb der Kommunikationswissenschaft zur Entstehung von historischem Bewußtsein gegenüber der eigenen Disziplin und in der Folge auch gegenüber dem eigenen Gegenstand geführt.

Zweierlei ist daran bemerkenswert: Einmal, daß Botz praktisch immer, wenn er „Kommunikationsgeschichte“ sagt, „Mediengeschichte“ meint. Sagt er „Kommunikationsrevolution“, meint er „Medienrevolution“:

[...] Durchsetzung der Massenpresse und der ‚Verkehrsrevolution‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts [...] geschichtsmä-

tige[s] Erscheinen von Photo, Film und Rundfunk in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts [...] erst in den letzten Jahrzehnten [...] Telematisierung (und Informatisierung) der Gesellschaft [...] (NPzKG 1, 5);

spricht er von einem „schwer vermeidbaren Tribut der Kommunikationsgeschichte an ihren generationspezifischen und finanziellen Hintergrund“, so meint er damit einen Tribut der Mediengeschichte: „Gelegentlich an kurzatmigen Skandaljournalismus gemahende vordergründig personenbezogene ‚Vergangenheitsaufarbeitung‘ und selbstgefällige massenmediale Institutionengeschichte [...]“. Inkriminiert sind mit dem zweiten Etikett wohl Aktionen wie „Unsere Krone wird 100!“, „25 Jahre Ö 3!“ etc., und die Kritik an ihnen hat ihr gutes Recht. Doch die Rede ist hier doch eigentlich von *Mediengeschichte*, präziser: von der Geschichte bestimmter Medieninstitutionen. Zwar argumentiert Botz mit Albert Müller gegen die Überbewertung der medialisierten Kommunikation zu Lasten „alltäglicher, direkter ‚Face-to-face-Kommunikation‘“ - doch nicht in der *Kommunikationsgeschichte*, sondern in der *Kommunikationswissenschaft*. Botz' hinter „Kommunikationsgeschichte“ versteckte Sympathie für den Terminus *Mediengeschichte* bricht erst am Schluß seines Aufsatzes hervor, wo er offen für die Rekonstruktion medial vermittelter Kommunikation plädiert:

Vor allem scheint evident, daß keine zeitgemäße Geschichte der sozialen Bewegungen und politischen Ideen im 19. Jahrhundert ohne kommunikationswissenschaftliche Analysen der zeitgenössisch dominanten Massenmedien mehr möglich ist, ohne verstärkte Berücksichtigung von Bild- und Tonquellen und der damit verbundenen methodologischen und theoretischen Akzentuierungen [...] Gänzlich unvorstellbar erscheint mir allerdings eine umfassende Geschichte der politischen Ereignisse und Bewegungen, der Massenkultur und der sozialen Prozesse im Zeitalter elektronischer Medien, ohne systematischen Rückgriff kommunikationsgeschichtlicher Forschungen und ohne Integration von Methoden aus dem Bereich der neueren Kommunikationswissenschaft.“ (NPzKG 1, 7)

Alles richtig - aber was hat am Schluß das Wort von den „kommunikationsgeschichtlichen Forschungen“ verloren? Die Rede war doch von Medien.

Das zweite *acutum* im Aufsatz Botz' ist sein Blick auf die historische Rekonstruktion nicht-medialisierter Kommunikation, der mehr oder weniger ungeschieden neben dem auf *Mediengeschichte* (als die sich „Kommunikationsgeschichte“ bei Botz präsentiert) steht. Geradezu idealtypisch erklingt nämlich aus dieser Perspektive der Ruf nach *Kommunikationsgeschichte* als *Menschheitsgeschichte*:

Ethnohistorie“, „historische Anthropologie“, „Frauengeschichte“, „Bildgeschichte“, „historische Semiologie“ werden als interessanteste Innovationspotentiale für die Zeitgeschichte und die Geschichtswissenschaft überhaupt in der Kommunikationsgeschichte liegen. (NPzKG 1, 7)

Wer spricht hier zu wem? Der Historiker zum Kommunikationswissenschaftler? Zum Kommunikationshistoriker? Zum Ethnologen? Zum Anthropologen? Zum „Frauenhistoriker“? (warum eigentlich nicht auch zum „Männerhistoriker“?) Zum „Bildgeschichtler“? Zum Semiologen? (den es seinerseits hauptsächlich in der Sprachwissenschaft gibt, womit auch die anderen lin-

guistischen Disziplinen zu befragen wären: Phonetiker, Phonologe, Psycholinguist, Soziolinguist etc.)

Um die Frage mathematisch zu beantworten: Hier werden exakt 1142 verschiedene Diskurse geführt. Dabei ist die wichtigste Disziplin einer möglichen *Mediengeschichte* - *Technikgeschichte* - nicht mit eingerechnet, weil nicht genannt. Wäre sie es, würden 3551 Diskurse geführt.²¹

So sieht „Interdisziplinarität“ - natürlich auch von Botz emphatisch gefordert (vgl. NPzKG 1, 6) - aus. Konkrete Vorstellungen darüber, wie nun eigentlich die „Ethnohistorie“ zu einer *Kommunikationsgeschichte* beitragen soll bzw. umgekehrt, sind auf dieser Grundlage nicht mehr möglich. Inhaltliche Vergleiche der Agenden werden schon durch die Etikettierung abgewürgt: Impliziert die Nennung der „Frauengeschichte“ eine unterschiedliche Morphologie der Kommunikation zwischen Frauen und jener zwischen Männern? Oder jener zwischen Frauen und Frauen und jener zwischen Frauen und Männern? Oder jener zwischen Männern und Männern und jener zwischen Frauen und Männern? Wenn ja, läßt sich diese Differenz historisch begründen? Wenn ja, wie? Und noch vor alledem: Läßt sich diese Differenz historisch beweisen? Wenn ja, mit welchem Begriff von Kommunikation? Wie geht es weiter, wenn die Antwort auf alle Fragen Nein lautet? „Interdisziplinarität“ ist in diesem Bereich nicht mehr als ein Wort und jedenfalls kein Konzept.

Wolfgang Donsbach, Bettina Klett:
Verpätete Einheit? Zur Rolle des Journalismus in der Deutschlandpolitik. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 1, 8-10)

Im Vorspann ihres Beitrags stellen die Autoren klar, daß sie nicht beabsichtigen, eine tatsächlich „neue“ Po-

²¹ Diese Zahlen sind anhand der Formel Zahl der möglichen Dis-

$$\text{kurse} = \binom{n}{2} + \sum_{k=3}^n \binom{n}{k} \times \sum_{x=1}^{\lfloor \frac{n-k}{2} \rfloor} \binom{k}{x} + 1, \text{ wobei } n = \text{Zahl der in-}$$

volvierten Disziplinen errechnet. Diese Formel nimmt an, daß in einem System einer bestimmten Zahl von Einträgen beliebige Kombinationsmöglichkeiten bestehen: sind an einem „interdisziplinären“ Diskurs beispielsweise drei Disziplinen (a, b, c) beteiligt, so ergeben sich folgende sieben mögliche Gesprächskonstellationen: a-b, a-c, b-c, a-b-c, b-a-c, c-a-b, a-b-c. Aus der Zahl der von Botz genannten Disziplinen - sieben - resultieren, wie im Text gesagt, 1142 verschiedene Gesprächskombinationen. Dabei geht diese Kombinationsformel noch von den „idealen“ Bedingungen aus, daß jeweils nur *ein* Vertreter aus jeder Disziplin am Diskurs teilnimmt, und daß jeweils nur *ein* Institut jeder Disziplin einen Vertreter entsendet. Entfallen diese Bedingungen, was in der Realität wohl zu erwarten sein dürfte (denn es ist nicht einzusehen, weshalb sich beispielsweise nur *ein* Publizistik-Institut mit dem Thema *Kommunikationsgeschichte* befassen soll dürfen, von diesem Institut wiederum nur *ein* Forscher), so wird die Zahl der möglichen Diskurse selbst mathematisch kaum noch faßbar, jedenfalls völlig unübersichtlich; über die Möglichkeit ihrer praktischen Realisierung braucht nichts gesagt zu werden.

Die hier vorgestellte Formel wurde von dem Mathematiker Prof. Adolf Maierhofer eigens zur Lösung des gegenständlichen Problems (Nachweis der praktischen Unrealisierbarkeit „interdisziplinärer“ Diskurse) entwickelt. Fragen hinsichtlich ihrer Stichhaltigkeit bzw. Überprüfbarkeit werden vom Verfasser an den Professor weitergeleitet.

sition zur Kommunikationsgeschichte vorzustellen, daß sie sich also nicht am theoretischen Diskurs um dieses Problem beteiligen wollen.

In ihrem Artikel präsentieren die Autoren ein Konzept einer empirischen Untersuchung des Faktors Medien in der Politik der BRD gegenüber der ehemaligen DDR. Dieses Konzept ist aus mehreren Gründen bemerkenswert: wesentlich deshalb, weil an ihm in geradezu paradigmatischer Weise deutlich wird, wie es um die sogenannte „Wissenschaftlichkeitsgarantie“ und „Objektivitätsgarantie“ empirischer Arbeit bestellt ist.

Es beginnt bei den Prämissen: „Vereinfachung, Images und Symbolik“ (NPzKG I, 8) seien die relevanten Strategien medialisierter Politik, wobei diese Prozesse wesentlich in der Logik der Medien selber begründet seien und nicht durch die Politik gesteuert würden. Dabei sind diese Prämissen so formuliert, als sei es anders gar nicht mehr möglich, zu politischen Ansichten, Meinungen und Überzeugungen zu gelangen als durch die Rezeption medialisierter Politik amerikanischer Prägung, die den Autoren wohl vor Augen geschwebt haben mag.²² Der exkludierende Blick der Empiriker kennt kein „Es geht auch anders“, z. B. mittels der Information durch kritische und objektive Nachrichtenblätter, durch den Besuch von Kundgebungen, auf denen sich das politisch interessierte Subjekt über Politiker sein Bild machen kann, durch die Lektüre historischer Werke über die Politik, wo sich der Interessierte über Parallelen zwischen historischen und aktuellen politischen Karrieren informieren kann. Die ausschließende Formulierung der Prämissen trifft schon hier Festlegungen, die auf die Antizipation der Resultate hinauslaufen.

Mit diesen Prämissen soll der (zugegeben) große Einfluß der Medien auf die Politik begründet werden (wobei historisch nicht differenziert wird, also nicht gefragt wird, ob dieser Einfluß immer schon - und durch die genannten Prozesse der Vereinfachung, medialen Image-Bildung und Symbolisierung - derart groß war wie heute). Unter der Voraussetzung dieser Begründung mit den genannten Prämissen wird dann die „Kernfrage“ gestellt: „Welchen Beitrag haben die Nachrichtenmedien für die Stabilität des Staates DDR geleistet?“ (NPzKG I, 8)

Schon die direkte Rückführung der Prämissen auf diese Frage würde ihre Inadäquanz demonstrieren: Haben die Medien hinsichtlich der DDR-Berichterstattung immer schon und immer nur „vereinfacht“? Haben sie die oft nur durch Kammerdiplomatie und Geheimdienste bestimmten Zusammenhänge und Verhältnisse als einzige immer klar durchschaut, aber immer bewußt und absichtsvoll simplifiziert, um dem Erhalt der DDR einen Dienst zu leisten? Hat die Presse immer mehr gewußt als selbst die Abwehr, die ihrerseits schon nicht vollkommen war in ihrer Einschätzung der Lage (vgl. den Fall Guillaume), aber diese Lage absichtlich „vereinfacht“? Vollends widersprüchlich wird die Konstruktion unter der Anschauung des von den Autoren sogar

zitierten Falls Diethelm Schröder, des „Spiegel“-Spions: Wäre das Nachrichtenmagazin über die Strategien der DDR so gut im Bilde gewesen, daß die Redaktion es sich sogar erlauben hätte können, Zusammenhänge zu vereinfachen, um das Publikum DDR-positiv einzustellen - wie war es dann möglich, daß das Blatt selbst zum Opfer von DDR-Spionage wurde? Wurde nichts berichtet über die Mauer, die Restriktionen gegenüber Kritikern, über die Verbannungen und Ausweisungen (Fall Biermann) nichts über die schlechte Versorgung, nichts über die Erpressungen der westlichen Regierung durch die DDR, über die Milliardenbeträge, die zur Besserung der Situation der „Brüder in der Zone“ dem Osten gewährt wurden etc. etc.?

Hat die gesamte westdeutsche Medienlandschaft immer schon und immer nur (so ausschließlich suggeriert es die Formulierung der Prämissen) „Images“ anstatt realistischer Portraits der DDR-Führung präsentiert? Wurden ausschließlich geschönte Biographien, verfälschte Tatsachen über Einzelpersonlichkeiten, beschönigende Bilder der offiziellen DDR produziert, um deren Erhalt zu gewährleisten? Wurden stets nur Kopien der DDR-Propaganda über die Führung gesendet und gedruckt?

Haben alle westlichen Medien immer schon und immer nur die DDR-Symbolik verbreitet, wurden die Embleme, die offiziellen Aufmärsche, die Zeremonien, die Flaggenzüge und Militärparaden usw. stets und ausschließlich affirmativ präsentiert, damit endlich auch Tante Lieschen begreife, daß die DDR gut sei, die westliche Politik aber schlecht?

Die Fragen sind nichts als eine logische Folge der Applikation der genannten Prämissen auf die Frage nach der Rolle der Medien in der Politik der BRD gegenüber der DDR. Und sie müssen fortgesetzt werden: Gab es nie eine DDR-kritische Berichterstattung? War es nicht gerade der Krieg Springers gegen die DDR, der jene „eher unabhängige[n] Linke[n] [...] im Anschluß an die Studentenrevolten in Deutschland in Scharen in den Journalismus“ (NPzKG I, 9) zu gehen bewog, um die DDR-Berichterstattung zu objektivieren angesichts einer „Welt“, die den Staatsnamen der DDR bis zum Schluß nur in Anführungszeichen gesetzt druckte? Hier widerspricht bereits die angelegte Kategorik den Prämissen. Über die verwendeten Kategorien wird in der Folge zu sprechen sein.

Um die „Hypothese“ der Untersuchung - die westdeutschen Medien tragen die „Verantwortung“ (NPzKG I, 8) für die „verspätete Einheit“ - zu bestätigen, müssen Kategorien etabliert werden, die schon *a priori* als Gefäße für „Verantwortung“ erkennbar sind. Folgerichtig heißen die beiden Hauptkategorien „Kollaborateure“²³; sie teilen sich in „freiwillige“ und „unfreiwillige“ Kollaborateure bzw. „Wissende“ (für freiwillig) und „Unwissende“ (für unfreiwillig) (NPzKG I, 9f.). Die beiden Kategorien zerfallen ihrerseits in Subkategorien:

²³ Auf den denunziatorischen Charakter dieses Worts, das in der jüngeren - deutschen Geschichte seine besondere Rolle spielt, soll und kann hier nicht näher eingegangen werden. Verwiesen sei aber darauf, was es bedeutete, nach dem Zusammenbruch 1945 als „Kollaborateur“ zu gelten.

²² Dabei sind die beschriebenen Tendenzen ja durchaus real, das soll nicht bestritten werden.

„Kollaborateure“ konnten „Unwissende“ oder „Wissende“ sein (NPzKG I, 9). Die erste Gruppe (unwissend = unfreiwillig) habe aus „Pragmatikern“ wie dem Chefredakteur der „Zeit“, Theo Sommer, bestanden, dem penibel (und mit spürbarer Schadenfreude) vorgerechnet wird, er habe „noch 1987 (Ausgabe vom 4. September)“ angenommen, „daß eine Wiedervereinigung - wenn überhaupt - erst in fünfzig bis hundert Jahren möglich sei.“ (NPzKG I, 9) - als hätte ein Mensch bei einigermaßen klarem Verstand zu diesem Zeitpunkt auch nur andeutungsweise etwas anderes oder gar schon die Ereignisse von Ende 1989 prognostizieren können.

Ebenfalls „unwissend“ seien die „Friedensapostel“²⁴ (NPzKG I, 9) gewesen. Ihnen wird vorgehalten, sie hätten sich den (faschistischen, wie nicht dazugesagt wird) lateinamerikanischen Regimes gegenüber weit kritischer verhalten, als gegenüber der DDR, der sie „unjournalistisch“ gegenübergestanden seien, was immer mit dem Begriff gemeint sein mag.

Die „Wissenden“ (also Freiwilligen) teilen sich ihrerseits in „Gutwillige“ und „Böswillige“: Erstens in jene bereits zitierten „eher unabhängige[n] Linke[n]“, deren berufliche Motivation die gesellschaftlich-operativen Möglichkeiten des Journalismus gewesen seien. Zitiert wird eine „Umfrage unter mehr als 300, repräsentativ ausgewählten Redakteuren“ (NPzKG I, 9) - ohne Quellenangabe -, die diese Motivation angegeben hätten.²⁵ Ihren politischen Anliegen wird immerhin konzediert, sie seien „gutgemeint“ (NPzKG I, 9) gewesen.

Die zweite Gruppe der „Wissenden“ seien die „Böswilligen“ vom Schlage eines Diethelm Schröder. Die Existenz solcher Agenten führt die Verfasser zu der wahrhaft geschichtsmächtigen Erkenntnis: „Daß der Journalismus in einem freien und demokratischen Land ein ideales Feld für Spionage und aktive Desinformation durch andere Systeme ist.“ (NPzKG I, 9)

Den Verfassern dieses abenteuerlichen Konstrukts von Kategorien und Begriffsverschaltungen scheint gar nicht klar zu sein, wie sehr ihr „Konzept“ von Pauschalismen, Vorurteilen und Vorverurteilungen, Schuldzuweisungen, Wertungen und Bewertungen ohne jede theoretische oder historische Fundierung strotzt. Sie scheinen sich nicht vergegenwärtigt zu haben, daß nicht eine einzige ihrer Kategorien empirisch erhoben ist, daß (außer für die „unwissenden Pragmatiker“ mit Theo Sommer und für die „wissenden Böswilligen“ mit Diethelm Schröder) für keine einzige Kategorie konkrete Einträge präsentiert werden, an denen das Begriffsdesign überprüfbar wäre. Sie scheinen sich aber vor allem über den gravierendsten Fehler ihrer Konzeption nicht im Klaren zu sein: Daß nämlich unberücksichtigt bleibt, daß jede empirische Analyse nur das finden (bzw. nicht finden) kann, wonach sie dezidiert, also an-

hand ihrer Kategorien sucht.²⁶ Was nicht dem Kriterienkatalog der Kategorien entspricht, kann die empirische Analyse nicht einmal wahrnehmen, geschweige erkennen, analysieren und beschreiben. Nun ist aber die Kategorik des vorgestellten Projekts schon nichts weiter als eine einzige Pauschalierung, in der die bereits erwähnte berüchtigte DDR-Berichterstattung der Springer-Blätter nicht einmal andeutungsweise berücksichtigt ist, die nämlich keiner der beschriebenen Kategorien entspricht. Damit ist aber auch das Ergebnis dieser „Analyse“ bereits vorweggenommen, noch ehe sie realisiert wurde. Was noch zu tun bleibt, ist die Verteilung der „Verantwortung“ (also Schuld) auf die deutsche Journalistenschaft und zwar je nach ihrer politischen Haltung zur ehemaligen DDR: DDR-positiv - große Schuld, DDR-skeptisch - kleine Schuld. Hier wird nicht Wissenschaft getrieben sondern politische Abrechnung mit einem unterlegenen Gegner und seinen Sympathisanten, präziser: mit all jenen, die nicht prononcierte Gegner des Staates DDR waren.

Franz Dröge:
Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG I, 11-14)

Ein Argument vor allem verfehlt Franz Dröges Aufsatz: Der Weg zu Kommunikationsgeschichte werde bereits durch theoretische Defizite und Probleme der Kommunikationswissenschaft verstellt (als Zeugen allein der terminologischen Probleme werden Luhmann und Habermas aufgerufen). Eine Geschichte der Kommunikation, angewiesen auf gut funktionierende Terminologien und Theorien der Kommunikationswissenschaft als Grundlage, sei mithin der denkbar schlechteste Ort der Theoriegewinnung und -entwicklung. Das Argument scheint klar: Man kann nicht erst das Skalpell erfinden, wenn der Patient schon am Tisch liegt.

Die Kommunikationswissenschaft ihrerseits, so Dröge, leide aber an einer gewissen Ahistorizität. Die Strukturen ihrer Theorien seien „bisher überwiegend nicht historisch anschlussfähig“²⁷ (NPzKG I, 11). Deshalb seien nicht sie zur Fundierung kommunikationshistorischer Praxis heranzuziehen, sondern vielmehr dieselbe daraufhin zu prüfen, wie sie „für die kommunikationswissenschaftliche Theoriearbeit begründend“ (NPzKG I, 12) sei. Natürlich ist das nichts weniger als

²⁶ Vgl. zu dieser Problematik empirischer Arbeit: Peter Szondi: *Traktat über philologische Erkenntnis*. In: Ders.: *Schriften I*. Hrsg. v. Jean Bollack u. a., Frankfurt/M. 1978, 277.

²⁷ Ein Argument, das angesichts der überwiegend historisch begründeten und nach historischem Verständnis von Kommunikation greifenden Arbeit von Habermas nicht überzeugt; vgl. Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. M. e. Vorw. v. Neuauf. 1990, Frankfurt/M. 1990, passim. Verwiesen sei gleichfalls auf die überaus umfangreichen Arbeiten der Frankfurter Schule zur kommunikationswissenschaftlichen Problematik in den vierziger Jahren (sie beschränken sich nicht allein auf ihre Mitarbeit am *Radio Research Project der Rockefeller Foundation*) und danach, denen (theoretisch fundiertes) historisches Bewußtsein ja wohl kaum abgesprochen werden kann.

²⁴ Wieder sei das Moment der Herabstellung, der Demunziation beachtet, das diesem Begriff inhäriert.

²⁵ Um die Aussagekraft dieser Umfrage zu dokumentieren - sie zeitigt unter anderem folgende Einsicht: „Wer heute 35 bis 45 Jahre ist, trat mit großer Wahrscheinlichkeit zwischen 1970 und 1980 in den Beruf ein [...]“ (NPzKG I, 9) Eine wahrhaft epochale Erkenntnis, berücksichtigt man, daß das durchschnittliche Alter der Berufswahl 20 Jahre ist.

das Argument, die Theorie habe der Praxis zu folgen²⁸, das sich gegen einen „neuen theoretischen Imperialismus der KG [= Kommunikationsgeschichte]“ (NPzKG I, 12) richtet. Exponiert ist damit aber auch das alte Deduktion-Induktion-Problem und zunächst der Induktion (der Methode, von der Betrachtung des Einzelfalls zu abstrahieren [im Gegensatz zur Methode, allgemeine abstrakte Gesetze aufs Besondere zu projizieren]) das Wort geredet. Vorerst.

Dröge versucht im folgenden, den Theoriegewinn für die Kommunikationswissenschaft zu begründen, den er sich von der Anschauung der praktischen Kommunikationsgeschichte verspricht. Dies führt ihn zunächst zu den unterschiedlichen epistemologischen Voraussetzungen von ahistorischen Gegenständen wissenschaftlichen Interesses (etwa der Physik) im Gegensatz zu den Objekten von *monitor*-Wissenschaften wie der Kommunikationswissenschaft, wo „die Struktur des Gegenstandes seine eigene Veränderlichkeit mit umfaßt“ (NPzKG I, 12).²⁹ Gerade wegen dieser Veränderlichkeit des Gegenstandes (mithin der Notwendigkeit permanenter Methodenanpassung) sei die unflexible (reine) Empirie ein denkbar schlechtes Mittel des *monitoring*:

Die Wissenschaftler, in Sonderheit die Empiriker, heheln den Veränderungen ihres Gegenstandes hinterher, die sowohl von der industriellen Produktion des Wissens und seiner Vermittlungen ausgehen, als auch von den Impulsen zu fließförmigen Wandlungen von Lebenspraxen durch die Einlagerung und Veralltäglichsung von Medienumgang. (NPzKG I, 12)

Die Formulierung ist nicht sosehr deshalb bemerkenswert, weil an ihr erkennbar wird, daß auch bei Dröge die Rede insgeheim von *Mediengeschichte* und eben nicht von *Kommunikationsgeschichte* ist (denn nicht nur das Wort von der „Veralltäglichsung von Medienumgang“ verrät das eigentliche Thema seines Aufsatzes, viel stärker noch der Begriff der „industriellen Produktion von Wissen“, also der institutionalisierten

Herstellung medialisierter Botschaften). Die Stelle verblüfft vor allem deshalb, weil in ihr plötzlich eben jene Induktion am Pranger steht, der oben noch das Wort geredet wurde. Diese Inkonsequenz findet - soweit ersichtlich - innerhalb der Abhandlung Dröges keine Auflösung. An deren Stelle sei hier eine Interpretation erlaubt:

Dröge versucht, zwei konträre Desiderate gleichzeitig in ihr Recht zu setzen. Zum einen plädiert er für positive (positivistische) und von theoretischer Spekulation freie (induktive) „kommunikationshistorische“ Arbeit. Dieser Wunsch hat angesichts des jedes Maß des Erträglichen exzedierenden theoretistischen Geredes um mögliche Methoden einer möglichen Kommunikationshistorie natürlich sein Recht. Dröge versucht andererseits, die Grenzen einer solchen Historie dort zu ziehen, wo die stumpfsinnige Sammlung und statistische Auswertung von historischen Daten statthat - diesseits dieser Grenze solle das Verstehen von Medienlogik einschließlich ihrer historischen Konsequenzen möglich sein, jenseits liegen die unfruchtbaren Versuche, jenes Verständnis ausschließlich mittels hochgerechneter zahlenmäßiger Verallgemeinerungen zu leisten. Die Frage drängt sich auf, ob nicht gerade jene theoretische Entlastung der Kommunikationsgeschichte, die Dröge (auch) fordert, das Dilemma provoziert. Denn nicht nur die *Kommunikationswissenschaft* ist eine *monitor*-Wissenschaft, sondern in demselben Maß auch die *Kommunikationsgeschichte*,³⁰ womit sie sich ihre besonders problematischen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen theoretisch wenigstens einmal bewußt zu machen hätte. Ganz ohne eigene theoretische Reflexion, wie Dröge zuvor etwas drastisch formuliert hat („Man beklagt sich in der Fachliteratur doch bereits hinlänglich oft über den Theoriemangel in der [gegenwartsorientierten?] empirischen Kommunikationsforschung; was soll dann der KG aufgebürdet werden?“ [NPzKG I, 11]), wird sich Kommunikationsgeschichte (Mediengeschichte) nicht verwirklichen können.

Folgerichtig bezeichnet Dröge jede empirische kommunikationswissenschaftliche Untersuchung als zum Zeitpunkt ihres Abschlusses bereits „historisch“³¹ (NPzKG I, 12), was auf eben jene Veränderlichkeit des Gegenstandes, von der die Rede war, zurückzuführen sei. Um nun aber diese permanente Bewegung des Gegenstandes in die theoretischen Überlegungen integrieren (und die Theorien selber damit „aushärten“) zu können, müßten „die Parameter der Veränderung [des Gegenstandes, H. W.] selbst Gegenstand der Theorie sein, nicht nur - wie bisher - deren Wirkquanten“ (NPzKG I, 12).

„Die Isolierung und Bestimmung der Verlaufs- und Produktionslogik solcher Parameter ist eine historische

²⁸ Ein Argument, das Dröge, nebenbei gesagt, in der Frankfurter Schule Kopf und Kragen gekostet hätte.

²⁹ Vgl. übrigens zu dieser Problematik Szondi's Begriff der „perpetuierten Erkenntnis“. Philologisches Wissen, so Szondi, kann niemals seinen Ursprung, die Erkenntnis, verlassen. Zwar kennen auch die Naturwissenschaften Formen der fortgesetzten Selbstvergewisserung ihres Wissens und von dessen Ursprung in der Erkenntnis, etwa wenn im chemischen Experiment die Eigenschaften der Elemente wiederholt nachgewiesen werden. Doch in der Chemie dienen solche Verfahren didaktischen Zwecken (an der Erkenntnis, mithin am Wissen, daß Schwefel brennt, hat sich seit Jahrhunderten nichts geändert, wengleich in den Schulfahoren bis heute Schwefel entzündet wird, um jene Erkenntnis zu wiederholen und sie als Wissen zu vermitteln). Anders in der Philologie: Wissen läßt sich hier nicht von Erkenntnis ablösen - das in einer Gedichtinterpretation gespeicherte Wissen ist immer wieder neu auf die Erkenntnisse zurückzuführen, deren Resultat es ist bzw. wird immer wieder von den Lesern der Interpretation darauf zurückgeführt und die Erkenntnis von Fakten dadurch perpetuiert. Ähnlich muß es sich mit den epistemologischen Voraussetzungen von *monitor*-Wissenschaften verhalten: Auch hier kann Erkenntnis nicht zum ahistorischen Wissen gerinnen, sondern bleibt an die fortgesetzte Konfrontation des bereits „Erkannten“ mit dem Gegenstand gebunden. Verändert sich allerdings in der Philologie nicht eigentlich der Gegenstand selbst, sondern seine Rezeption (unter gleichfalls - historisch-geänderten sozio-kulturellen Bedingungen), so sind es bei *monitor*-Wissenschaften die Objekte des Forscherinteresses selbst, die unmittelbarem historischen Wandel unterliegen, dieser Unterschied wäre von einer eventuellen Adaption des Begriffs der „perpetuierten Erkenntnis“ für eine Epistemologie der Kommunikationswissenschaft zu beachten; vgl. Szondi, *Traktat*, 263-286, bes. 265f.

³⁰ Schließlich setzt die phylogenetische Rekonstruktion eines *status quo* seine exakte Kenntnis voraus, die nun wieder auf die Problematik der steten „Veränderlichkeit“ des Gegenstandes stößt, wenn er „Mediensystem“ oder „Kommunikationssystem“ heißt. Dann ist auch deren historische Rekonstruktion zum *monitoring* des ständig in Bewegung befindlichen *status quo* gezwungen.

³¹ Was auch der Empiriker Winfried Schulz in seinem Beitrag bestätigt; vgl. Winfried Schulz, *Der t-Faktor in der empirischen Kommunikationsforschung*, NPzKG 2, 21.

Forschungsaufgabe [...]“ (NPzKG 1, 12) - damit ist nun ausgesprochen, worin Dröge den Theoriegewinn erblickt, den kommunikationsgeschichtliche Praxis der Kommunikationstheorie bieten könne. Über die theoretische Fundierung dieser Praxis sei aus dem Blickwinkel „der gemeinhin als besonders methodenkritisch geltenden Quantitativen“ und der Sozialgeschichte bereits „genügend gesagt worden“ (NPzKG 1, 12). Beide Ansätze bildeten zueinander keinen Gegensatz. Es sei nämlich nicht das „illusionäre“ „streng kausale Theorieideal“ (NPzKG 1, 12) der kommunikationshistorischen Forschung als Maßstab anzulegen; vielmehr genüge es, wenn

Design und Methodenwahl für die historische Forschung von dem Theorieansatz bestimmt sind, dessen Ausbau und Entwicklung die entsprechende Forschung dienen soll – und nicht umgekehrt, wie leider meistens in der empirischen Kommunikationsforschung (NPzKG 1, 12)

An dieser Stelle ist wohl ein Hinweis auf den übertriebenen Optimismus Dröges hinsichtlich des realen Zustandes kommunikationshistorischer Theorie überfällig. Schon der chaotische Zustand der Heterogenität aller in Kommunikationsgeschichte involvierten theoretischen Ansätze findet den wohlwollenden Blick Dröges: „Dafür gibt es - aus meiner Perspektive: erfreulicherweise - in unserem Fach zu viele unterschiedliche Theorievorstellungen.“ (NPzKG 1, 11) Dem überaus kontraproduktiven Zustand des *anything goes* den Charakter des „Erfreulichen“ abzugewinnen, ist wohl nur auf der Grundlage tiefer und elementarer Resignation vor dem Chaos möglich. Ein zwar fachfremder, doch um nichts weniger zutreffender Kommentar dürfte die realen Konsequenzen des theoretischen kommunikationshistorischen Dilemmas sehr aussagekräftig zusammenfassen: „Eine umfassende Geschichte der modernen Medien [...] steht noch aus.“³² Der Grund dieser Tatsache wird hier in eben jener [...] Heterogenität dessen, was in der Kommunikationswissenschaft [und: -geschichte! H. W.] als Theorie läuft [...]“ (NPzKG 1, 11) behauptet. Dröges Primat der Praxis vor der Theorie (den er zumindest für die Kommunikationsgeschichte explizit und wiederholt äußert), scheint, wie gesagt, mehr resignativen denn lösenden Charakter zu haben.

In der Folge rekonstruiert Dröge als (nach den Überlegungen zum „Veränderlichkeitsproblem“) zweites Beispiel der Bedeutung kommunikationshistorischer Arbeit für die Kommunikationswissenschaft die neue Karriere des Begriffs der Kontingenz in der Publizistik: Der Begriff sei vor allem dort „von einem neu entdeckten Grundbegriff zum Schlagwort überdehnt“ (NPzKG 1, 12) worden.

Kontingenz, so argumentiert Dröge, sei als bedingte Konsequenz „strukturell nicht voll determinierte[n] oder nicht voll regelgeleitete[n] Handel[n]s in unbekanntem Faktorenkonstellationen“ (NPzKG 1, 12) bereits von der klassischen Sozialwissenschaft erkannt, dort aber „immanent“ behandelt und nicht als eigene Systemkategorie anerkannt worden.³³ Mit der Verselbständigung der Theorie sozialen (kommunikativen) Handelns gegenüber praktischen (realen) „Situationen“ habe auch der Kontingenzbegriff ein Eigenleben gewonnen: „Hier wird Kontingenz mit dem Äquivalenzbegriff theoretisch produziert und keineswegs empirisch vermittelt.“ (NPzKG 1, 13) Der Grund dafür liege in der „endgültigen Enthistorisierung der Sozial- und in ihrem Gefolge auch der Kommunikationstheorien“ (NPzKG 1, 13). Der Blick auf die Wissenschaftstheorie

³³ Zumindest für die Arbeit des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (welche ohne Zweifel wohl auch der „klassischen“ Sozialwissenschaft zugerechnet werden möchte) gilt dies aber nur sehr eingeschränkt. Der Begriff der Kontingenz beginnt im Zuge der großen Marx-Revision bis zum Ende der Dreißiger Jahre und erst recht in den Arbeiten zur Vernunftkritik (sowohl der theoretischen der „Dialektik der Aufklärung“; wie auch der empirischen z. B. der „*Authoritarian Personality*“) in den Vierziger Jahren eine immer zentralere Position einzunehmen. Im Verlauf der Abrechnung mit dem Marxschen Geschichtsmodell werden im Begriff der Kontingenz die von Marx naturgesetzhaft postulierten historischen Prozesse aufgelöst, welche die Vernunft geschichtlich verwirklichen sollten. Als erstes trifft dies Marxens Kritik der politischen Ökonomie: Marx hat niemals die Rationalität des Handelns aller am kapitalistischen Wirtschaftsprozess Beteiligten bezweifelt – alle, Unternehmer wie Proletariat, handeln in ihrem eigenen Interesse und insofern rational. Kritik der politischen Ökonomie bedeutet also, nachzuweisen, daß die Rationalität der bürgerlichen Gesellschaft ihrem eigenen Anspruch nicht genügt, daß sie sich aus eben diesem Grund immer wieder, in unvermeidlichen Krisen, selbst in Frage stellt, bis sich das „Vernunftpotential“ der Geschichte als beim Proletariat aufgehoben und nur durch dieses - revolutionär - verwirklichtbar erweist. Marx hat den Gedanken dialektisch in den berühmten Satz vom Kapitalismus, der zwangsläufig seine eigene Negation produziere, gefaßt.

Die historische Erfahrung der frühen dreißiger Jahre muß solcher Theorie hohnhaken. Es zeigt sich, daß die Massen nicht nur nicht ihren Interessen entsprechend (mithin: nicht rational) handeln, sondern sogar die Verwirklichung und Umsetzung derselben geradezu (schembar) planvoll unmöglich machen. Das Festhalten am kapitalistischen System verhindert die Durchsetzung ökonomischer Interessen, die Selbstauslieferung an den Faschismus verhindert nicht nur die Durchsetzung politischer Interessen, sondern führt, nicht noch, zur physischen Vernichtung. Diese Entwicklungen sind nicht mehr mit dem Marxschen Prinzip des rationalen Handelns des Proletariats vereinbar. Dieses Prinzip, das bei Marx die Grundlage der theoretischen Konstruktion „naturgesetzhafter“ geschichtlicher Prozesse abgibt, wird von den Revisionisten des Instituts für Sozialforschung abgelöst durch den Begriff der Kontingenz. Der Vernunftbegriff, der dem Prinzip zugrundeliegt, erweist sich als Überbleibsel des aufklärerischen Optimismus aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert (und es zeigt sich, daß Marx eben doch bei Hegel zur Schule gegangen ist, wenngleich er ihn „vom Kopf auf die Füße gestellt“ haben will). Politische Ökonomie ersetzt Horkheimer durch Sozialpsychologie; aus dem Forschen nach den Gründen der „höheren Vernunft“ des Proletariats gegenüber der der Bourgeoisie wird ein Forschen nach den Gründen der Irrationalität des Verhaltens der Massen, das den Weltlauf kontingent und eben nicht gesetzmäßig oder gar naturgesetzhaft verlaufen läßt. Das erste Ziel der neuen Richtung ist das Phänomen der Autorität. Die auch in den USA zu Ansehen gelangte Studie zur „*Authoritarian Personality*“ wird das Ergebnis der neuen Bemühungen des Instituts (das sich 1937 schon zwei Jahre in den Staaten befindet) während der Vierziger Jahre sein; vgl. zum Gesagten v. a. Max Horkheimer: *Traditionelle und kritische Theorie*. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 6/1937, 262, 267 et passim. Dieser programmatische Aufsatz Horkheimers stellt gewissermaßen die offizielle Abkehr des Instituts vom Marxismus dar, in dessen Geist es gegründet worden ist. Der Aufsatz enthält im Wesentlichen die hier dargelegten Argumente, darüber hinaus eine grundlegende Neu-Orientierung des Vernunftbegriffs unter dem Aspekt eines prinzipiell kontingenten Geschichtsmodells, das keine Gesetz- oder Regelmäßigkeiten im historischen Prozeß nicht annimmt.

³² *Welmut Schanze: Bedarf an Mediengeschichte? Zu Stand und Aufgaben gegenwärtiger Medienforschung aus literaturwissenschaftlicher Sicht*. In: *Wirkendes Wort* 35, 6/1985, 387-397, Zitat 387. Es ist nicht ersichtlich, daß sich seit Schanzes Dictum an der Situation Wesentliches geändert hatte. Verwiesen sei nebenbei auf Helmut Schanze: *Medienkunde für Literaturwissenschaftler. Einführung und Bibliographie*, München 1974. In dieser Arbeit formuliert Schanze erstmals umfassend die Notwendigkeit einer Geschichte der Medien für literaturwissenschaftliche (und vor allem -historische Forschung).

seit dem Ende der Sechziger Jahre gibt Dröges Wiederholung seines schon eingangs gesetzten Arguments natürlich völlig recht, und jene „Enthistorisierung“ der Theorie, von der er spricht, beschränkt sich nicht nur auf Sozial- und Kommunikationswissenschaft, wie der Verfasser aus leidvoller literaturwissenschaftlicher Erfahrung weiß. Doch hier kann es nicht um die Ursachen bzw. die Rekonstruktion dieses Enthistorisierungsprozesses gehen.³⁴ Vielmehr ist zu fragen, ob Dröges Konsequenzen aus dieser Erkenntnis einen Ausweg darstellen oder nicht.

Daß gerade die Luhmannsche Systemtheorie in ihren kommunikationswissenschaftlichen Applikationen am meisten zur Verselbständigung der Theorie gegenüber der Realität beigetragen hat, wie Dröge anmerkt, überrascht nicht. Der Verselbständigung der Theorie gegenüber den Realitäten steht aber andererseits die Verselbständigung der Praxis gegenüber der Theorie, wie sie in der rein empirischen Forschung statthab, entgegen. Beiden Alternativen ist die Rehistorisierung der Kommunikationstheorie nicht zuzutrauen. Gefordert ist also ein *tertium*, in dem die Rückführung der Kommunikationstheorie auf die historischen Tatsachen gleichermaßen durchführbar wäre wie die Wiederverpflichtung der empirischen Arbeit auf ein gemeinsames theoretisches Konzept, in dem ihre Resultate sinnvoll aufeinander zu beziehen sind.

Dröge erblickt dieses *tertium* in einer „Konstitutionstheorie“ (NPzKG 1, 13). Deren Abstraktionsniveau müsse jedenfalls niedriger sein als jenes der Systemtheorie Luhmanns, um die Theorie nahe genug an der Empirie zu halten. In einer Konstitutionstheorie verliere Kontingenz ihren kategorialen Status und werde auf eine empirisch faßbare Größe reduziert. Prinzipiell sei sie nicht eine „historisierte“ Theorie, sondern eine Theorie, die sich auf historische Grundbegriffe stütze.

³⁴ Sosehr seine Rekonstruktion und historische Begründung auch unter den Nägeln brennen mag! Ist doch jener Prozeß nichts weniger als der Ausdruck eines generellen gesellschaftlichen Verlusts einer Beziehung zur Geschichte - nicht nur der der eigenen Umgebung, des eigenen Landes, sondern zu historischem Wandel überhaupt. Beachtet sei die allgemeine Fassungslosigkeit gegenüber den Ereignissen in ehemaligen Jugoslawien, in denen historische Veränderung statthab, die aber in ihrer aktuellen Form vom „geschichtslos“ gewordenen Westen nicht mehr begriffen werden kann. Ebenwenig werden beispielsweise auch die Nach-Vereinigungsercheinungen im deutschen Osten vom Westen als Signale einer historischen Umbruchsituation erkannt. Vielmehr ist die Rede von „Nachwehen“ einer schweren Geburt (der Vereinigung) ohne jegliche historische Dimension. Auch die (historisch zwar nicht neuen, doch obsolet geglaubten) innerparteilichen Praxen der FPÖ werden ja (zumindest vom offiziellen) Österreich nicht als für die Zweite Republik historisch neues Phänomen mit möglicherweise ebenso historisch neuartigen (im Sinne von demokratiegefährdenden) Konsequenzen behandelt; vielmehr strapaziert man den Demokratiebegriff immer aufs Neue über mit dem Argument, „So etwas“ müsse eine „funktionierende Demokratie“ (als hätte die in Österreich je existiert) eben aushalten. Und auch das private Österreich goutiert die Häderschen Eskapaden, je nach Geschmack, mit schaurig-schönen Gruseln vor der augenscheinlichen Autorität oder mit romantischer Sehnsucht nach starken Männern - und jedenfalls nicht als eine Bedrohung zweifellos geschichtlichen Ausmaßes.

Diese Ausführungen verstehen sich nicht als Exposition einer Studie über die Folgen des Geschichtsverlusts im geschichtlichen Prozeß; dafür fehlen dem Verfasser Kompetenz ebenso wie Überblick über die betroffenen Disziplinen. Sehr wohl aber verstehen sie sich als Impuls, die von Dröge konstatierte Enthistorisierung der Wissenschaftstheorie in weiteren, ja nahezu zu allen gesellschaftlichen Diskursen aufzusuchen und als Problem, als großes Problem, zu erkennen.

Dröge schließt seinen Beitrag mit Überlegungen zur interdisziplinären kommunikationsgeschichtlichen Forschung. Er merkt an, daß „Kooperationen“ zwischen Theoretikern und Praktikern wünschenswerter seien als die fortgesetzte Forderung nach Interdisziplinarität.

Dröges Artikel legt in überaus klaren Worten zwei der Hauptmängel frei, die einer möglichen Mediengeschichte (die auch bei Dröge mit „Kommunikationsgeschichte“ gemeint ist) im Weg stehen: Enthistorisierung gesellschaftlicher Theorie (Luhmann) einerseits, historische „Impotenz“ empirischer Praxis andererseits. Sein Desiderat einer „Konstitutionstheorie“, in der beide Mängel beseitigt seien, kann hier nicht geprüft werden, weil Dröge (leider) keine konkrete Applikation dieser Theorie mitliefert. So ist sie am ehesten zu beurteilen vor dem Hintergrund des Beitrags Pöttkers³⁵, der an den Beispielen Theodor Geigers und Paul F. Lazarsfelds „klassische“ Verbindungen gesellschaftlich-historischer Theorien mit positivistischer empirischer Arbeit darstellt. Um eine wesentliche Einsicht des Artikels Pöttkers vorwegzunehmen: Die so erfolgreichen und gewinnbringenden Integrationen sozialwissenschaftlicher Theorien und empirischer Praxis konnten den genannten „Klassikern“ nur auf der Grundlage ihres zu ihrer Zeit noch möglichen Gesamtblicks über den historisch-kulturellen Prozeß gelingen. Sie litten eben noch nicht so sehr unter den Folgen der Spezialisierung der Sozialwissenschaften und konnten deshalb historisch-gesellschaftliche Theorien noch ganz selbstverständlich durch empirische Forschung gewinnen, sichern und weiterentwickeln bzw. durch theoretische Reflexion gewonnene Konzepte empirisch überprüfen. Empirische Medienforschung sah sich zu ihrer Zeit eben noch nicht mit einem äußerst stark ausdifferenzierten und hochgradig vernetzten Gegenstand konfrontiert, der heute nur noch durch Spezialisten bewältigt werden kann. Die Frage stellt sich nun, ob Dröges Konstitutionstheorie sich auf eine solche Gesamtsicht des kulturellen Prozesses in all seiner historischen Bedingtheit und gesellschaftlichen Bedeutung stützen kann. Jedenfalls dürfte sie als „Kommunikationstheorie aus empirisch gehaltvollen Sätzen“ (NPzKG 1, 13) weitaus voraussetzungsreicher sein, als aus den Darlegungen Dröges hervorgeht.

Hans Heinz Fabris:
Wozu Journalismusgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 1, 15-16)

Auf die Tatsache, daß sich Fabris in seinem Beitrag ausschließlich mit *Mediengeschichte* befaßt (und eben nicht mit *Kommunikationsgeschichte*) muß ebensowenig hingewiesen werden wie auf die geringe theoretische Aussagekraft des Artikels.

Bemerkenswert ist der Aufsatz vor allem dadurch, daß er gewissermaßen die praktischen Folgen jenes

³⁵ Horst Pöttker: *Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Kommunikationswissenschaft. Über eine folgenreiche Erinnerungslücke. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“*. NPzKG 2, 14-17.

Mangels an theoretischer Historizität dokumentiert, den Dröge in seinem Beitrag aufzeigt.

Natürlich hat die reale Distanz der österreichischen Journalisten-Zunft zu ihrer eigenen Vergangenheit zu nächst sehr handfeste Gründe:

Da ist aber bis heute noch jene Abwehr gegen „Vergangenheitsbewältigung“ der älteren Journalistengeneration spürbar, die sich - in vielen Fällen nicht zuletzt mit ganz persönlichen Motiven erklärbar - vor allem gegen die Rolle des Journalisten in der NS-Zeit richtete, die lieber vergessen werden sollte. (NPz/KG I, 15)

Auch das Argument, mit dem der jüngeren Charge von historischer beruflicher Selbstreflexion mit mehr oder weniger sanftem Druck abgeraten wird, geistert tatsächlich, und zwar in vitaler Frische und durchaus nicht so „verschwindend“, durch die Redaktionen: Der Journalist habe sich mit dem zu befassen, wofür sich das Publikum interessiere - die Geschichte des Journalismus gehöre nicht dazu. (vgl. NPz/KG I, 15)³⁶

Dennoch besteht darüber hinaus eine wenigleich verborgene, so um nichts weniger intensive Verwandtschaft zwischen jener enthistorisierten Theorie (sozial-, kommunikationswissenschaftlichen Theorie), von der Dröge spricht, und dem „systematische[n] Blindfleck“ (NPz/KG I, 15), als der sich journalistische Berufsgeschichte präsentiert.

Mit dem von der historischen Bedingtheit ihres Gegenstandes abgewendeten Blick verliert jede gesellschaftliche Theorie letztlich auch den Gegenstand selbst aus den Augen. Dröges Kritik Luhmanns kann aus dieser Perspektive gar nicht zu kurz greifen. Postuliert man nun, daß die Praxis der Theorie zu folgen habe (und nicht umgekehrt, wie Dröge unverständlicherweise fordert), so ließe sich allgemeiner Kommunikations- (eigentlich: Medien-) Theorie die Funktion jenes Substrats zuschreiben, auf dem (auch) praktische Berufsgeschichte des Journalismus verwirklicht wäre. Da sich nun aber schon jene allgemeine Kommunikations- (Medien-) Theorie im Enthistorisierungsprozeß der letzten 25 Jahre ihrem Gegenstand gegenüber weitgehend selbstständig hat, ist sie auch nicht mehr in der Lage, einer möglichen Berufsgeschichte der an der medialen Produktion Beteiligten methodische Instrumentarien zur Verfügung zu stellen.³⁷

Dieser Zusammenhang terminiert im Verein mit den beiden bereits zitierten Ursachen des fehlenden eigenen Willens des Journalismus zum Schreiben seiner Berufsgeschichte und einer vierten hindernden Tatsache in der unbefriedigenden Situation:

Geschichtsbewußtsein dürfte zudem generell in einem Berufsstand, der sich so weitgehend der *Aktualität*, dem à jour, dem Tagesgeschäft verschrieben hat, keinen günstigen Boden vorfinden. (NPz/KG I, 15)

Die wichtigsten von Fabris genannten Konsequenzen dieser Situation lauten: Unmöglichkeit der gezielten Bildung „berufsethischen Verhalten[s]“ (NPz/KG I, 16) durch mangelnde Vergleichsmöglichkeiten mit dem Journalismus in autoritären Systemen, Unmöglichkeit der Qualitätssteigerung der journalistischen Arbeit durch fehlende Vorbilder, Unmöglichkeit der Etablierung eines professionellen Ausbildungssystems, sukzessiver Verlust der eigenen „Wurzeln“ durch die Orientierung des journalistischen Nachwuchses an ausländischen Vorbildern.

Dieser Katalog dokumentiert sehr anschaulich die negativen *praktischen* Folgen fehler- und mangelhafter *Theorie*³⁸. Denn auch wenn Fabris die Grundursache des realen Übels nicht *expressis verbis* ebendort aufsucht, wird sie anderswo nicht zu finden sein.

Hanno Hardt:
Kommunikationsgeschichte als Gesellschaftliche Kritik. Anmerkungen zur U.S. Mediengeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPz/KG I, 17-19)

Hardts Beitrag ist ein durchaus verwirrendes Ineinander konstatierender Erläuterungen gegenwärtiger forschungspraktischer Tendenzen sowie retrospektiver und prospektiver theoretischer Überlegungen zum neuen Begriff der Kommunikationsgeschichte.

Mediengeschichte sei in den Vereinigten Staaten das Resultat einer „sich auf liberal-pluralistische Traditionen beziehenden sozialwissenschaftlichen Ideologie“ (NPz/KG I, 17), die keinen Einfluß marxistischer Kritik des Kulturbetriebes³⁹ oder der allgemeinen theoretisch-

³⁸ Fehler- und mangelhafter *medienhistorischer* Theorie, um es noch einmal zu betonen. Die diesbezügliche Fehleinschätzung durch Dröge kann gar nicht oft genug zurechtgerückt werden. Jenen Profit für die allgemeine *kommunikationswissenschaftliche* Theoriebildung, den er sich von der *kommunikations- und medienhistorischen* Praxis verspricht, kann dieselbe doch schon deshalb nicht einlösen, weil sie *de facto* ja gar nicht statthat, wie Fabris überdeutlich macht. Und sie hat nicht statt, weil ihr das theoretische Substrat fehlt, auf dem sie sich erheben könnte.

³⁹ Eine solche hat es allerdings auch nie gegeben. Zur Klärung: Der Begriff des Kulturbetriebs geht ursprünglich zurück auf jenen der „Kulturindustrie“ (die ihrerseits bei Enzensberger zu „Bewußtseinsindustrie“ wird). „Kulturindustrie“ ist die zentrale Kategorie jener Kritik der Epoche der Aufklärung, die Horkheimer und Adorno in der „Dialektik der Aufklärung“ entwerfen. In ihm gehen all jene Tendenzen des modernen kulturellen Gefüges auf, die die Kultur der obsoleten großbürgerlichen Gesellschaft zu prolongieren suchen, ohne allerdings mit ihren Produkten jene *promesse de bonheur*, jenes Glückssprechen zu leisten, die (das) nach der Ästhetik Adornos jedem gelungenen Kunstwerk inhärent. Kulturindustrie zielt auf Massenbetrug: Indem sie heile Welten vorspiegelt, um entzaspatorische Bestrebungen schon im Ansatz zu ersticken; vgl. Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug*. In: Dies.: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M. 1988., 128-176. [Original 1944] bzw. Hans Magnus Enzensberger: *Baukasten zu einer Theorie der Medien*. In: *Kunstschrift* 20, 1970, 27-39.

Bekanntlich wurde die Frankfurter Schule vor allem in den fünfziger Jahren von der offiziellen kommunistischen Wissenschaft

³⁶ Der Verfasser spricht aus der in dieser Hinsicht leidvollen Erfahrung von nahezu neun Jahren freier journalistischer Arbeit für Grazer Tages- und Wochenzeitungen.

³⁷ Und es zeigt sich mithin, daß es um die kommunikations- (medien-) historische Theorie eben doch bei weitem nicht so rosig bestellt ist, wie dies Dröge suggeriert (vgl. NPz/KG I, 11). Diese ihrerseits wäre nämlich wiederum auf gegenstandsadaquate allgemeine Kommunikationstheorie angewiesen, womit sich Dröges Katze in den Schwanz beißt.

historischen Diskussion aufweise, sondern lediglich „der Legitimation dominanter gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse und Medien dient“ (NPzKG 1, 17). Hier stellt sich wieder jenes terminologische Problem, das Verena Blaum in ihrem Beitrag so konsequent gelöst hat: Was sind „dominante gesellschaftliche Kommunikationsprozesse“ und wodurch unterscheiden sie sich von „Medien“? Das Problem wird sich durch den gesamten Artikel Hardts ziehen.

Der Autor kündigt Kritik nach zwei Seiten an: Einmal gegen die „Geschichtsauffassung“ (NPzKG 1, 17) der US-amerikanischen Medienforschung, einmal gegen einen „Fachprovinzialismus“ (NPzKG 1, 17), der, wie Hardt unter Berufung auf Wolfgang Igenbühl anmerkt, bis 1987 in der deutschsprachigen Mediengeschichte geherrscht habe. Dieser Provinzialismus habe sich vor allem in einem theoretischen, thematischen und methodischen Traditionalismus sowie in einer Abwehr „theoretischer Herausforderungen der post-modernen Ära“ (NPzKG 1, 17) geäußert. Die Entwicklung einer „neuen, kritischen Kommunikationsgeschichte“ könne aber durchaus auch „außerhalb der traditionellen Grenzen und Gewohnheiten einer dominanten Mediengeschichtsschreibung“ (NPzKG 1, 17) stattfinden – weshalb die Disziplin der Mediengeschichte sich intellektuell und administrativ „in einem entsprechenden interdisziplinären Rahmen“ (NPzKG 1, 17) selbst neu bestimmen müsse. Schließlich werde längst auch in anderen Disziplinen (Hardt zitiert Literaturwissenschaft, Kulturanthropologie, Ethnographie und Frauenforschung) über Medien- und Kommunikationsprobleme diskutiert.

Im folgenden Absatz kommt Hardt auf eine „Variante [in] der amerikanischen Kommunikationswissenschaft“ (NPzKG 1, 17) zu sprechen, in der „die Idee der Kommunikation“ „in Anlehnung an Raymond Williams und Stuart Hall, die von Lukács, Benjamin und Gramsci, sowie vom Strukturalismus und Althusser beeinflusst wurden“ „zum Kernstück einer Kulturkritik [wird], deren Ziel die Emanzipation des Einzelnen ist.“ (NPzKG 1, 17) Der wichtigste deutschsprachige Exponent dieser „wachsenden Literatur“ (NPzKG 1, 17) sei Habermas. Dieser Ansatz existiere in der amerikanischen Kommunikationswissenschaft als „nichtmarxistische, kulturwissenschaftliche Variante“, die historische Entwicklungen aus subjektiver Sicht behandle – „der gesellschaftliche Prozeß der Kommunikation wird ein Gegenstand ethnographisch-kulturwissenschaftlicher Untersuchungen menschlicher Praxis“ (NPzKG 1, 17).

An dieser Stelle ist eine kleine Pause nötig. Dem Verfasser scheinen in dieser Passage nämlich nicht nur die Begriffe sondern auch die Namen durcheinanderzugeraten. Deshalb sei hier ein Ordnungsversuch erlaubt.

Einen Forschungsansatz, der von „Lukács, Benjamin und Gramsci“, darüber hinaus von „Althusser“ beeinflusst sein soll, als „nichtmarxistisch“ zu bezeichnen, ist dasselbe, wie eine von Darwin beeinflusste naturge-

schichtliche Studie als nicht evolutionstheoretisch zu etikettieren. Alle vier genannten Namen gehören einigen der prominentesten europäischen Marxisten, die sich denken lassen.⁴⁰

Vollends unklar ist die Verbindung, die zu Jürgen Habermas hergestellt wird. Habermas gilt als einer der letzten Überlebenden der Frankfurter Schule von Welt-rang (wie auch der später zitierte Leo Löwenthal; vgl. NPzKG 1, 19); ihn als „beeinflusst“ durch Benjamin (wie implizit suggeriert wird) zu bezeichnen, kann wohl nicht falsifiziert werden, sehr wohl hingegen die Behauptung, er sei der „wichtigste [sic!] deutschsprachige Vertreter“ eines Forschungsansatzes, der „ethnographisch-kulturwissenschaftliche Untersuchungen menschlicher Praxis“ betreibt: Soweit aus dem Werk Habermas' ersichtlich, hat er nie ethnographische (ethnologische) Studien publiziert.⁴¹ Soviel zu den Namen, ohne Hardt akademisches *name-dropping* unterstellen zu wollen.

Zu den Begriffen: Es ist überaus schwierig, das terminologische Chaos, das Hardt in seinen Ausführungen inszeniert, zu entwirren. Was bedeutet es beispielsweise, wenn in dem vom Verfasser skizzierten Forschungsansatz „historische Entwicklungen aus subjektiver Sicht behandelt“ (NPzKG 1, 17) werden? Ist darunter (unter Berücksichtigung der im selben Atemzug genannten Namen) eine versuchte Fortsetzung Kritischer Theorie zu verstehen, in der die subjektive Reaktion des Einzelnen auf objektive (historische) Veränderungen ja gleichfalls eine große Rolle gespielt hat? Auch die Nennung des Begriffs einer „Gesellschaftstheorie als Theorie der Geschichte“ (NPzKG 1, 17) indiziert diese Richtung, war doch eine umfassende geschichtliche Theorie der Gesellschaft stets *das* Desiderat Kritischer Theorie. Vorausgesetzt, Hardt spreche wirklich von der Tradition der Kritischen Theorie – wie verhält sich das zu der Behauptung, der Ansatz, den er meint (dem auch Habermas angehört), produziere „wachsende Literatur“ (NPzKG 1, 17), ist doch jene Tradition mit dem Ende der Sechziger Jahre abgerissen? Spricht Hardt womöglich von einer Renaissance Kritischer Theorie in den USA, die sich noch nicht nach Eu-

⁴⁰ Über die Karriere von Lukács im Nachkriegs-Ungarn braucht nichts gesagt werden; Benjamin war gerade wegen seiner orthodox-marxistischen Positionen die Aufnahme ins Frankfurter Institut für Sozialforschung verweigert geblieben; der italienische politisch aktive Marxist Antonio Gramsci wurde im Jahr 1926 auf Weisung Mussolinis verhaftet; der Spät-Marxist Louis Althusser verfaßte noch Ende der Sechziger Jahre orthodox-marxistische Schriften; vgl. Louis Althusser: *For Marx*, New York 1969, passim, bzw. Bernd Witte: *Walter Benjamin* Reinbeck 1985, passim. Über Walter Benjamin bzw. über Gramsci und Althusser auch Martin Jay: *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung*, Aus dem Amerikanischen von Hanne Herkommer und Bodo von Greiff, Frankfurt/M. 1981, 56, 314. Werkzitate von Lukács und Benjamin erübrigen sich wohl.

⁴¹ Wie die Frankfurter Schule (von wenigen Ausnahmen, z. B. Wittfogels Orient- und China-Studien, abgesehen) generell nicht, was ihr den oft erhobenen Vorwurf ihres eurozentristischen Weltbildes eingetragen hat; vgl.: Karl August Wittfogel: *Das Erwachende China*, Wien 1926. Ders.: *The Foundations and Stages of Chinese Economic History*, In: *Zeitschrift für Sozialforschung* IV, 1/1935. Ders.: *Die Theorie der orientalischen Gesellschaft*, In: *Zeitschrift für Sozialforschung* VII, 1/1938. Ders.: *Oriental Despotism. A Comparative Study of Total Power*, New Haven, New York 1957.

(namentlich von Lukács) erbittert bekämpft – nicht zuletzt wegen ihres Konzepts der „Kulturindustrie“, in dem auch die gesamte Programmatik des Sozialistischen Realismus aufgeht.

Hardt, doch ist in seinen weiteren Ausführungen der proklamierte Tod traditioneller Mediengeschichte stets mitzudenken.

Hardt wünscht eine „alternative gesellschaftstheoretische Überlegung“ als Basis einer „begrifflichen Erweiterung der Mediengeschichte“ (NPzKG 1, 18). Diese Überlegung solle sich auf die Tradition der „cultural studies“ (NPzKG 1, 18) stützen, die Geschichte und Kommunikation sehr differenziert gegenüberstehe. In der Folge dieses Sichtwechsels komme es zu einer Neu-Definition von Journalismus als „materielle, in gesellschaftliche Systeme eingebundene Praxis, die ideologisch, komplex, widersprüchlich und in ihrem historischen Ursprung ein Produkt institutioneller und individueller Formen der Kommunikation ist“ (NPzKG 1, 18). Die „historische Bedeutung“ der Medien liege in ihrer Fähigkeit, „Repräsentationen der Realität als Erfahrungsräume in die gesellschaftliche Kommunikation einzubringen“. Deshalb sei der tägliche Medienumgang „und die damit verbundene Interpretation [...] stets eine Auseinandersetzung mit einem dominierenden System über die Deutung linguistischer Symbole“ (NPzKG 1, 18).

Diese Ausführungen sind ihrerseits höchst interpretationsbedürftig. Nicht nur weil hier die Mediengeschichte - wenigstens theoretisch - plötzlich wieder gerettet erscheint und auf die Grundlage einer Gesellschaftstheorie (welcher?) gestellt und (um die in „cultural studies“ verwendeten Sichtweisen von Geschichte und Kommunikation) begrifflich erweitert worden ist. Hier muß die Frage gestellt werden: Ändern diese Modifikationen und Erweiterungen auch nur einen Deut an der Auftragsabhängigkeit der Mediengeschichte? Ist mit den theoretischen Änderungen die nicht-korrupte Praxis gewissermaßen automatisch hergestellt? Anders herum gefragt: Welcher Medienkonzern, welcher Verlag wird den Auftrag erteilen, die hier getroffene Neu-Definition des Journalismus durch praktische historische Studien abzuschern? Die Fragen seien mit einer bereits im ersten Teil der vorliegenden Abhandlung getroffenen Feststellung beantwortet: Es läßt sich nicht durch die Theorie abschaffen, was die Realität der Praxis abverlangt. Das sollte Hardt aus der Lektüre Kritischer Theorie, an welcher sich offensichtlich sein Aufsatz orientiert, bekannt sein. Es gehört nämlich zu den Kernsätzen dieser Theorie.

Äußerst fragwürdig ist auch die Behauptung, Medien seien in der Lage, „Repräsentationen der Realität als Erfahrungsräume in die gesellschaftliche Kommunikation einzubringen“. Es ist kaum zu glauben, hier spreche immer noch jene Naivität, die eine Fotografie für bare Münze nimmt, die davon ausgeht, ihr Inhalt sei ein wahrer und authentischer Ausschnitt (eine „Repräsentation“) der Realität. An einem solchen Geist muß die gesamte Diskussion um die Ästhetik der analogen Speicher- und Reproduktionsmedien seit Benjamins Kunstwerk-Aufsatz (1935!) spurlos vorübergegangen sein. Gerade weil mediale Botschaften eben nicht „Repräsentationen“ sondern *Vermittlungen* bzw. *Fiktionen* von Realität sind, sind sie immer schon (durch die Instanzen der Vermittlung) manipulierte (und mit neuesten Technologien ja auch schon simulierte)

Realität, und genau auf diese Fähigkeit („Kapazität“) der Medien stützt sich doch ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Macht und ihr politischer Einfluß, die Hardt als die Medienwissenschaft korumpierend brandmarkt. Und gerade auf diese Fähigkeit der modernen Medien hätte sich jene gesellschaftliche Kritik an ihnen festzumachen, die Hardt im Titel seines Beitrags beschwört, wie sie es in der Tradition Kritischer Theorie ja auch immer (bis herauf zu Einzenberger) getan hat.⁴³ Selbst jene „gesellschaftliche Kommunikation“, die Hardt als durch kollektiven Medienumgang stimuliert wissen will, erweist sich beim genauem Hinschauen als Chimäre: Ist doch gerade die Kommunikation *qua* Medien das Surrogat für interaktive, unmittelbare Kommunikation schlechthin geworden. Sowenig die mediale Botschaft einen genuine „Erfahrungsraum“ für Realität bereitstellt, sondern vielmehr einen Ersatz dafür, sowenig stimuliert sie die „gesellschaftliche Kommunikation“, sondern löst sie ab. Vollends unklar ist die Definition der Medienrezeption als „Auseinandersetzung mit einem dominierenden System über die Deutung linguistischer Symbole“, sobald sie mit der Frage nach der Rezeption optischer Medienbotschaften konfrontiert wird.

Jener Deutungsprozeß könne, so Hardt, je nach der „subjektiven Einstellung des Mediennutzers“, je nach seiner „psychologischen Konstitution“ und seinem „historisch spezifischen Interesse“ und abhängig von der „allgemeinen gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Situation, aus deren Verknüpfung sich die neuen Konstellationen, und damit Inhalt und gesellschaftlicher Kontext einer Existenz entwickeln“ (NPzKG 1, 18) unterschiedlich verlaufen. Die Einbeziehung des „Konsumenten als aktive[n] Teilnehmer[s]“ erweitere die herkömmliche „Konzentration auf die Medienproduktion und ihre Konsequenzen“ (NPzKG 1, 18). Auf diese Weise würden „Ansätze für eine Kommunikationsgeschichte geschaffen, mit deren Hilfe eine Neueinschätzung von Rolle und Funktion der Kommunikation im gesellschaftlichen Rahmen stattfinden kann“ (NPzKG 1, 18).

Abgesehen von der nicht mehr zu bewältigenden terminologischen Unschärfe, die in dieser Passage einen Höhepunkt erreicht (was bedeutet „subjektive Einstellung des Mediennutzers“? Was bedeutet „psychologische Konstitution“? Was bedeutet „historisch spezifisches Interesse“? etc. etc.) ist vor allem auf eines hinzuweisen: Auf die Illusionarität der Vorstellung des „Konsumenten als aktive[n] Teilnehmer[s]“. Wie Hardt zu dem Begriff kommt (weder sind Studien zitiert, die so etwas gefunden hätten, noch ist eigene empirische Erhebung des Begriffs ersichtlich), bleibe dahingestellt. Verwiesen sei aber auf den Charakter der *one-way-communication*, der medialer Kommunikation innewohnt, der seinerseits *locus communis* aller Kommunikationswissenschaft (auch der Literaturwissenschaft) ist. Selbst Programme, die die Partizipation von Rezipienten an Sendungen vorsehen, erlauben nicht die Behauptung einer „aktiven Beteiligung“, da sämtliche „Spielregeln“ der Mitwirkung durch das Medium bestimmt werden. Der Partizipant ist nur ein Sonderfall des Rezipienten, nicht dessen Gegenteil.

⁴³ Zitiert werden müßte die gesamte „Kulturindustrie“-Literatur, was aber aus Platzmangel unmöglich ist, deshalb sei nur auf zwei Aufsätze zum Thema verwiesen; vgl. Theodor W. Adorno: *Prolog zum Fernsehen*. In: Adorno, *Stichworte*, 69-80, bzw. Theodor W. Adorno: *Fernsehen als Ideologie*. In: Adorno, *Stichworte*, 81-98.

Der bis anhin „erarbeitete“ Begriff einer „Kommunikationsgeschichte“ soll im folgenden präzisiert und abgesichert werden: Er begreife sich als „Mediengeschichte als Sozialgeschichte“ (NPzKG I, 18) und exzidiere die geläufigen Bestimmungen durch Zeitungs-, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Vielmehr sei in dem Begriff der „Kommunikationswissenschaft“ auch „die subjektive Vielfältigkeit der politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Erfahrungen aller Teilnehmer im Rahmen ihrer konkreten historischen Existenz“ (NPzKG I, 18) einbezogen. Deshalb sei mit ihm eine „Möglichkeit einer Emanzipation des Einzelnen unter spezifischen, historischen Umständen“ (NPzKG I, 18) gegeben. „Kommunikationsgeschichte“ nach Hardts Verständnis bedeute nicht eine „Schwerpunktverlagerung auf Leser/Rezipienten“, sondern

[...] [die Notwendigkeit, Publizistikwissenschaft [...]] inhaltlich neu zu definieren. Dabei kommt es eben auf eine gezielte Rückkehr zum Verständnis von Kultur und Kommunikation als Mittelpunkt eines Forschungsbereiches mit interdisziplinärem Charakter an (NPzKG I, 18)

Nur zwei Fragen seien hier gestellt, und selbst sie verstehen sich nicht mehr als Ordnungsversuch, sondern lediglich als letzte Möglichkeit, das Gerede als solches erkennbar zu machen. Erstens: Ist „Kommunikationsgeschichte“ nun eine wissenschaftliche Disziplin oder ein revolutionäres Programm? Nach den zitierten Ausführungen ist diese Differenzierung des Hardtschen Begriffs von Kommunikationsgeschichte nämlich nicht mehr möglich. Versteht er darunter eine „erweiterte“ Mediengeschichte? Oder eine „Möglichkeit einer Emanzipation des Einzelnen unter spezifischen, historischen Umständen?“ Oder meint er ein wissenschaftliches Programm, das auch den „Einzelnen“ berücksichtigt? (Seiner Bemerkung, eine „Schwerpunktverlagerung auf Leser/Rezipient“ sei nicht gemeint, zufolge: Nein.) Zweitens: Wieso „Rückkehr“ zu einem „Verständnis von Kultur und Kommunikation als Mittelpunkt eines Forschungsbereiches mit interdisziplinärem Charakter?“ Hat es so etwas schon einmal gegeben? Wenn ja, wann, wo, wie und von wem formuliert? Antworten sind nicht zu finden.

Wo Hardts Vorstellungen einer „Kommunikationsgeschichte“ sich endlich einmal konkretisieren, geraten sie unweigerlich zum Ruf nach Menschheitsgeschichte, ganz ähnlich wie bei Botz:

Kulturanthropologische oder ethnographische Forschungen als Reportage und Romanliteraturen, als historischer Sammelpunkt und als Aussage zur Person und zum Stand der Dinge gehören zu den wichtigsten Quellen einer Mediengeschichte auf der Suche nach neuen methodischen und theoretischen Perspektiven im Sinne einer Kommunikationsgeschichte. (NPzKG I, 18)

Von welchen „Romanliteraturen“ ist hier die Rede? In welcher Weise ist ihr Charakter als „Quelle“ einer wissenschaftlichen Disziplin begründet? „Robinson Crusoe“ als Grundlage der Geschichte früher Kommunikation zwischen Erster und Dritter Welt?

Hardts Beitrag schließt mit einer Formulierung, die in ihrer Unklarheit jene seiner gesamten Abhandlung noch einmal zusammenfassend auf den Höhepunkt treibt:

Aber das Ziel einer Kommunikationsgeschichte ist nicht nur das Verständnis komplexer gesellschaftlicher Strukturen, ihre kulturelle oder politisch-wirtschaftliche Signifikanz oder ihre Wirkung auf den Einzelnen, sondern die Legitimation einer historischen Perspektive als analytisches Prinzip. Das heißt, es geht um das Verhältnis von Soziologie, Ethnographie oder Literatur zur Geschichte, das die Publizistikwissenschaft (oder journalism and mass communication studies) betrifft. [...] (NPzKG I, 19)

Hardts Artikel kann wohl nur auf einer Meta-Ebene resümiert werden, also auf einer Ebene, auf der nicht nach Inhalten gefragt wird, sondern auf der das Fehlen ebensolcher analysierbar wird. Dafür ist hier allerdings kein Platz. Als Leistung des Artikels muß wahrscheinlich der zutreffende Hinweis auf eine mediengeschichtliche Praxis, die sich zu abhängig von ihren Auftraggebern gemacht hat, herausgestellt werden. Ihre grenzenlose Überschätzung innerhalb der Gesamtargumentation macht diese Leistung aber - leider - zunichte. Die spekulative Thesenhaftigkeit und unklare Formulierung jener Argumentation, die sich auf gerade mal fünf Belege stützt, sowie ihre teilweise sachliche Unrichtigkeit lassen in Hardts Beitrag keine Perspektive hinsichtlich einer möglichen Kommunikationsgeschichte erkennen. In seinem Text ist der Kreta-Flüchtling bereits abgestürzt.

Joan Hemels:

Kommunikationsgeschichte in den Niederlanden: Aufschwung oder Veitstanz? Eine zurückhaltende Antwort eines mitverantwortlichen Beteiligten. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG I, 19-25)

Hemels berichtet in seinem Beitrag überaus detailliert über die jüngere Entwicklung von Presse- und Mediengeschichte in den Niederlanden, sowohl im universitären als auch im außeruniversitären Bereich. Unmittelbarer Anlaß seines Berichts ist eine öffentliche Debatte, ausgelöst durch bestimmte Umstrukturierungen des Studienzweiges Kommunikationswissenschaft an der Universität Amsterdam. Über die Stichhaltigkeit der von Hemels referierten Fakten stehen dem Leser seines Berichts keinerlei Zweifel an.

Einige Details seien aus der Menge der von Hemels gebotenen Informationen herausgehoben. Ins Auge sticht etwa eine zitierte Passage einer Polemik des Journalisten Jan Blokker, in welcher er sich über jene Bücher äußert, die im 1990 neu eingerichteten niederländischen Pressemuseum oder in der Universitätsbibliothek in Amsterdam zum Thema Pressegeschichte gesammelt würden. Diese Bücher, so Blokker, seien

offizielle Veröffentlichungen, also fast immer Gedenkbücher, geschrieben von fast immer einem um den Bart gehenden Autor, meistens einem kleinen Redakteur, der ein Jahr beurlaubt wurde und es [sic!] nicht einfallen würde, den Schleier zu lüften, wie der Chefredakteur schwindelte oder welche Interessengruppen auf die Blatthine einwirkten. (NPzKG I, 23)

Im Grunde wiederholt diese Polemik Botz' Kritik der selbstdarstellerischen „Jubiläen-Historie“, die von bestimmten Medieninstitutionen betrieben wird (vgl. NPzKG I, 6).

Technikern ebenso wie bei den Programmachern, Politikern, Unternehmern, bei den potentiellen Nutzern“ (NPzKG 1, 27) ab. Entscheidungen über den Entwicklungsgang eines neuen Mediums entstanden

aus einem Zusammenspiel von Apparate-Anordnungen und Zuschauerpositionierung, von Organisationsform der Produktion von Sendungen und ihrer Ausstrahlung, von Erwartungsformulierung und dem Bild, das von einer technischen Erfindung als einem neuen Medium entsteht. (NPzKG 1, 27)

Zwar seien natürlich auch Einzelentscheidungen (von Politikern, Programmverantwortlichen, Technikern) richtungweisend für die Entwicklung eines Mediums, doch diese Entscheidungen ihrerseits höchst voraussetzungsreich und abhängig vom jeweils gegebenen „Beziehungsgewebe von Wertsetzungen und Anschauungen, von institutionellen Bedingungen [...]“ (NPzKG 1, 27).

Als theoretische Basis der Darstellung und Begründung dieser Zusammenhänge habe sich der Begriff des Dispositivs bewährt. Sein Konzept erlaube über die Untersuchung „[der] institutionelle[n], technische[n], programmliche[n] Entfaltung“ der Medien auch die Rekonstruktion der Ausbildung von Strukturen der Medienwahrnehmung. Die Ästhetik der Medien sei mithin ebenso, wenn nicht stärker fixiert, wie die Anschauung der Botschaften. Hickethier entlehnt den Begriff Foucaults „Dispositiven der Macht“, die „als Anordnungssysteme von Institutionen, Normen, Gesetzen und gesellschaftlichen Auffassungen“ (NPzKG 1, 27) beschreibbar seien. Als Dispositive seien die Einzelmedien in ihren unterschiedlichen Strukturen analysier- und gegeneinander absetzbar, vor allem aber historisch rekonstruierbar. Eine Theorie der Medien als Dispositive sei nicht abgeschlossen, sondern „ein offenes, durch die geschichtliche Beschreibung erst zu konkretisierendes Konstrukt [...]“ (NPzKG 1, 28). Der Aspekt der Medienwahrnehmung (Medienästhetik) sei in diesem Konstrukt dadurch fokussiert, daß sowohl die Differenzen zwischen den Einzelmedien als auch deren je unterschiedliche historische Konstellation berücksichtigt werde. Klar: Die historische Novität eines Mediums, sein gerade erst vollzogenes Eintreten in die Medienlandschaft wird seine Wahrnehmung anders aussehen lassen als die Wahrnehmung etablierter Medien, an die man sich gewöhnt hat.

Im folgenden bestätigt Hickethier (wenngleich halb nur implizit) eines der zentralen Argumente des ersten Teils der vorliegenden Abhandlung: die Behauptung der Mediengeschichte als genuine Geschichte von Kommunikation:

Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Mediendispositive ist interessiert am Zusammenwirken der ganz unterschiedlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer Kommunikation funktioniert, daran, wie sich diese Dispositive im Nutzungsverhalten, in Erwartungsstrukturen umsetzen, aber auch daran, wie sich innerhalb solcher Dispositive die Subjekte selbst mit ihrer Medienwahrnehmung verhalten. (NPzKG 1, 28)

Mit dem Verhalten der Subjekte innerhalb medialer Dispositive (nicht: innerhalb der Medien selber!) thematisiert eine Kommunikationsgeschichte natürlich auch und vor allem deren Kommunikationsverhalten. Damit

trägt sie dem Charakter der Medien als Kommunikationsveränderer historischer Dimension Rechnung.

Am Beispiel der Einführung des fernbedienten Empfangsgerätes präzisiert Hickethier das Desiderat der Transparenz jenes Faktorengewebts als Problem einer Theorie der Mediendispositive: Zweifellos habe diese Innovation das Verhalten des Publikums im Umgang mit dem betreffenden Medium verändert - aber nicht von sich aus und nicht durch sich allein:

Denn die Einführung der Fernbedienung führt nicht automatisch zum Switchen und Zappen. Welche mentalen Veränderungen in den Erwartungshaltungen auf seiten der Zuschauer waren dafür notwendig und wodurch wurden sie ausgelöst? (NPzKG 1, 28)

Voraussetzung einer Antwort auf die Fragen sei die Sichtbarmachung des „Bedeutungsgefälles innerhalb eines Geflechtes von Bedingungen“ (NPzKG 1, 28), einschließlich der Möglichkeit zeitlich versetzter Wirkungen.

Weitere Vorzüge einer Theorie der Mediendispositive seien die Möglichkeit der Berücksichtigung der „Binnenstrukturen der Programme und Sendungen“ (NPzKG 1, 28), in denen sich ebenfalls bestimmte konstellationsabhängige - mithin: historisch bedingte - Ordnungen ausmachen ließen, sowie die Einbeziehung der Medienästhetik, die anders als die sozialgeschichtliche Institutionenentwicklung begriffen werden müsse und damit zur Erweiterung (Ergänzung) derselben beitrage.

Hickethiers Beitrag bestätigt die wesentlichen Argumente des ersten Teils der vorliegenden Abhandlung. Es empfiehlt sich, ihn mit allen anderen Rundfragebeiträgen direkt zu konfrontieren. Er dokumentiert nicht nur die ungebrochene Notwendigkeit theoretischer Reflexion als Voraussetzung medienhistorischer Praxis, sondern er setzt vor allem die Termini *Mediengeschichte* und *Kommunikationsgeschichte* zueinander ins wohl einzig gewinnbringende Verhältnis. Darüber hinaus weist seine (moderate) Betonung der technischen Geschichte der Medien möglichen Kooperationen einen Weg: seine gleichzeitige Warnung vor der hypertrophen Generalisierung von Einzelaspekten des Gesamtkomplexes Mediengeschichte zielt auf eine wohlthuende Ausgewogenheit der involvierten (präziser: zu involvierenden) Disziplinen.

Hans-Dieter Kübler:

Kommunikationshistoriographie nur als multivariates, interdisziplinäres Projekt. Beispiel: zeitgenössische Rezeptionsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 3-8)

Kübler leitet seinen Beitrag mit einem Rückblick ein: 1759 habe die Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage ausgeschrieben: „Über den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen“ - eine Frage nach dem „wechselseitigen Verhältnis von öffentlicher Meinung und Sprache“ (NPzKG 2, 3), wie heute zu formulieren sei. Die Antwort auf diese Frage „fordert weit mehr als eine bloße Sprachgelehrsamkeit,

sie erforderte eine gründliche Kenntnis der Meinungen und philosophische Beurteilungskraft“ (NPzKG 2, 3), wie der von Kübler zitierte Moses Mendelssohn seinerzeit die Entscheidung der Jury kommentierte. Aus dieser Stellungnahme Mendelssohns gehe das Postulat hervor, „daß zur Bearbeitung des Themas schon damals der gesamte verfügbare Kosmos analytischen Denkens, die Universalität wissenschaftlichen Wissens“ (NPzKG 2, 3) erforderlich gewesen sein müsse. Aus heutiger Sicht seien diese Ansprüche nicht mehr einlösbar; sie dennoch zu erheben, sei „Anmaßung oder auch nur peinliche Ignoranz“ (NPzKG 2, 3).

Die von der Akademie formulierte Frage sei ihrem Wesen nach eine kommunikationswissenschaftliche (-historische). Jener wissenschaftliche Universalismus, den schon damals ihre treffende Beantwortung vorausgesetzt hat, sei aus mehreren Gründen nicht mehr einlösbar; Kommunikation widerstrebe sowohl als Begriff wie als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ihrer vollständigen Eingrenzung innerhalb der Disziplinen, sie „geht in keinem der gezogenen Disziplinterrains gänzlich auf, bleibt vielschichtig, diffus und widersprüchlich“ (NPzKG 2, 3) Kommunikation als Gegenstand historiographischer Rekonstruktion „relativiere“ sich prinzipiell; sie müsse sowohl in ihren historischen Aspekten als Begriff als auch als *factum veridic* immer wieder neu bestimmt, definiert, aufgesucht werden. Schon die in Frage kommenden „Quellen und Gewährsleute“ vollständig in den Blick zu fassen, setze jenes „universalistische, prinzipiell uneinlösbare Programm“ voraus, von dem die Rede war: „So gesehen ist Kommunikationsgeschichte letztlich Allgemein- oder gar Menschheitsgeschichte [...]“ (NPzKG 2,3). Die „analytische Semantik“ von Kommunikationsgeschichte sei (wie auch jene der Geschichte der Menschheit) „offen, zeit- und interessenabhängig, von Grund auf fraglich oder letztlich Aporie“ (NPzKG 2, 3).

Schon im Vorfeld einer möglichen universalen Kommunikationsgeschichte sei Vollständigkeit längst noch nicht erzielt: „Nicht einmal die honorable, weit ausgefächerte und detaillierte Sprachgeschichte“ sei in der Lage, einen phylogenetischen Anfang von Sprache, hervorgehend aus und begleitet von anderen - taktilen, visuellen, symbolischen - Zeichensystemen, auszumachen. Ebenso sei die Erforschung der Schrift wenig gedeihen, stehe erst am Anfang - wie zum Teil der Prozeß der Verschriftlichung selber. Aus dieser Perspektive kommentiert Kübler den Vorschlag Ulrich Saxers, Kommunikationsgeschichte möge als „Institutionalisierungs-, Institutionen- und Entinstitutionalisierungsgeschichte von öffentlicher Kommunikation“ (NPzKG 2, 4) gefaßt werden: Der zentrale Institutionalisierungsprozeß von Kommunikation sei jener des Übergangs von oraler Kultur zu schriftlicher⁴⁵. Die ungeheure Inkohärenz dieses Prozesses - einerseits existieren nach wie

vor nicht-alphabetisierte Kulturen, während andererseits „die modernen Technologien der Schrift und Edition“, die „Technologisierung des Wortes“, den Prozeß bereits „diversifizieren“, „verlagern und transformieren“ (NPzKG 1, 4) - erlaube kein Modell eines Nacheinander von Institutionalisierung, Institution und Entinstitutionalisierung, existierten doch alle drei Phasen synchron: Alphabetisierung (Institutionalisierung), Schrift und Druck (Institution) und sekundäre Oralität durch akustische elektronische Medien (Entinstitutionalisierung).

Über die Betrachtung der Geschichte der „ästhetischen Emanationen“ von Kommunikation, der „erhabenen Kommunikation“ (NPzKG 2, 4) - der Kunst - kommt Kübler auf die Historiographie ihrer Medien zu sprechen. Zwar seien diese, wie auch die „Gegebenheiten, Strukturen [...] und Instanzen ihrer Produktion, aber auch ihrer Rezeption“ (NPzKG 2, 4) von einer werkimmanent orientierten Philologie bislang vernachlässigt worden, von politisch, ideologiekritisch bzw. soziologisch motivierten Ansätzen der Literaturwissenschaft zwar thematisiert, doch in ihrer ganzen historischen Dimension weder theoretisch durchdrungen noch praktisch ganz erforscht. Kübler nennt Martin Giesecke als einen der ersten, der den spezifischen Mediencharakter des Buches gründlich zur Sprache gebracht habe. Als *terra incognita* der Geschichte der print-Medien hingegen stellten sich nach wie vor das Zeitschriftenwesen, hier wiederum im besonderen die populären Zeitschriften, zumal die Comics, die wegen ihrer „medialen Multifunktionalität und Polyvalenz paradigmatische Relevanz beanspruchen“ (NPzKG 2, 4) könnten. Besser stünde es um die Historiographie des Films und des Kinos, wengleich auch dort die eigenen theoretischen und praktischen Ansprüche bei weitem noch nicht eingelöst seien.

Als praktisch nach wie vor unerforscht präsentiere sich hingegen die Rezeptionsgeschichte - eine Geschichte des Medien-Publikums stehe nach wie vor aus. Zwar habe sich in der Literaturwissenschaft vor zwanzig Jahren die Theorie der Rezeptionsästhetik gebildet⁴⁶, ausgehend von der Idee eines in jedem Werk immanent angelegten Lesers (und in Ermangelung empirisch erhobenen Datenmaterials, wie Kübler völlig zutreffend anmerkt). Doch erstens sei aus der Theorie der Rezeptionsästhetik niemals ein erfolgversprechender Ansatz zu einer *Rezeptionsgeschichte* entwickelt worden, und zweitens stehe diese Theorie ihrerseits mittlerweile in Zweifel, da sie nicht an den kulturellen Gesamtdiskurs anschließe, sondern auf die jeweils untersuchten Einzelwerke fixiert bleibe. Darüber hinaus sei es nie zu einer Applikation der rezeptionsästhetischen Theorie auf journalistische Texte gekommen. Eine solche Applikation setze die Klärung der Frage voraus, ob die Kategorie des impliziten Lesers sich auf „hochliterarische“

⁴⁵ Was durch den im ersten Teil der vorliegenden Abhandlung bereits zitierten Walter Ong bestätigt wird:

Die Unterschiede zwischen elektronischen Medien und dem Druck haben uns für den früheren Kontrast zwischen Schreiben und Oralität sensibilisiert. Das elektronische Zeitalter ist auch eine Periode der „sekundären Oralität“, der Oralität von Telefonten, des Radios und des Fernsehens, die es ohne Schrift und Druck nicht geben würde. Ong, *Oralität und Literalität*, 10.

⁴⁶ Und zwar rund um die Gruppe der Herausgeber des Jahrbuchs „Poetik und Hermeneutik“, Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning. Neben dem von Kübler zitierten Hans Robert Jauss muß vor allem auch Wolfgang Iser genannt werden; verwiesen sei auf Wolfgang Iser: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1979.

Texte beschränke oder verallgemeinerbar sei auf alle Textsorten. Die Frage sei noch nicht beantwortet.

Deshalb bleibe Rezeptionsgeschichte (vorerst) auf empirische Arbeit, diese ihrerseits auf „materialisierte Kommunikationsakte, auf Rezeptionsdokumente jedweder Art, Gattung und Qualität“ (NPzKG 2, 5) angewiesen. Dabei sei aber die Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Kommunikation obsolet. Noch der privateste Brief besitze Quellencharakter für eine Geschichte der Kommunikation, zumal sich in ihm die Themen eines epochalen Diskurses „authentischer, detaillierter, mitunter auch unmittelbarer“ (NPzKG 2, 5) dokumentieren könnten, als in der öffentlichen Kommunikation *qua* Medien.

Dies läuft auf ein Konzept von *written history* hinaus: Briefe als Quelle von Informationen über Rezeptionserlebnisse erweiterten traditionelle *oral history*, die (naheliegenderweise) „nur noch bei lebender Zeugnenschaft“ (NPzKG 2, 6) möglich ist. Gerade diese aber sterbe, soweit sie über die Frühzeit der elektronischen Medien Auskunft geben könnte, „allmählich“ aus. Hinzu komme die schlechte Archiv-Lage über Produktionen von Radio und Fernsehen aus deren Frühzeit - klar, erscheinen doch MC und Video erst Jahrzehnte später -, weshalb man auf die Zeugnisse von Rezipienten angewiesen sei.

Kübler erläutert in der Folge einige gravierende methodische Probleme der *oral* (bzw. *written*) *history* über Zeugnisse von Rezipienten und zitiert anschließend aus einer „Hamburger Alten-Studie“ (NPzKG 2, 6f.)

Die Problematik des Begriffs der Kommunikationsgeschichte ist in keinem anderen Beitrag so extensiv und tiefgreifend expliziert wie in jenem Küblers. Er erweitert und präzisiert die im ersten Teil der vorliegenden Abhandlung vorgetragene Argumentation um wesentliche Aspekte; der wichtigste davon ist wohl die Unmöglichkeit linearer Modelle der Kommunikationsgeschichte, die am zitierten von Saxer äußerst luzid klargemacht wird. Diese Absage korrespondiert intensiv der Argumentation Hickethiers, der lineare Modelle gleichfalls auf dem Gegenstand inadäquates historiographisches Wunschenken zurückführt (vgl. NPzKG 1, 27). Daß Kübler den Terminus Kommunikationsgeschichte selbst dann noch beibehält, als er bereits ganz explizit von Mediengeschichte spricht (vgl. z. B. NPzKG 2, 5), mag auf eine von ihm implizit getroffene Verallgemeinerung zurückzuführen sein; „Kommunikation“ ist im zweiten Teil seines Beitrages jedenfalls stets als „medialisierte Kommunikation“ zu verstehen.

Küblers rezeptionshistorische Arbeit, auf die sein Beitrag einen kleinen Blick erlaubt, ist von einem überaus umsichtigen Bewußtsein von ihrer eigenen theoretischen und methodologischen Problematik durchdrungen. Sie verwirklicht auf wissenschaftlichem Niveau das, was Hardt ohne jede wissenschaftliche Fundierung einklagt: „[...] es gibt keine Geschichte des Lesers oder der Kommunikation zwischen Journalist und Leser.“ (NPzKG 1, 17) Wie Küblers Beitrag zeigt, gibt es sie eben doch.

Wolfgang R. Langenbucher:
Darstellungslücken trotz reger Forschung. Zur gegenwärtigen Situation der Kommunikationsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 8-10)

Trotz einer seit Mitte der achtziger Jahre allgemein „boomeden“ Publikationstätigkeit im geschichtswissenschaftlichen Bereich sei „die Kommunikationswissenschaft an dieser intellektuellen wie verlegerischen Konjunktur nicht beteiligt“ (NPzKG 2, 8). Das liege wohl am Fehlen produktiver „Kapazitäten“ innerhalb der Disziplin wie auch am Voraussetzungsreichtum kommunikationshistorischer Forschung.

Deren Publikationstätigkeit habe einerseits am „Forum für historische Kommunikationsforschung“ (Selbstbezeichnung der Zeitschrift „Medien & Zeit“) stattgefunden, andererseits aber auch in der Zeitschrift „Publizistik“. Das Resümee der in den letzten fünf Jahren in diesem Organ erschienenen Beiträge zieht Langenbucher in seinem Artikel.

Am Beispiel einer Besprechung der Dissertation „Die Entstehung des Tonfilms. Beitrag zu einer faktenorientierten Mediengeschichtsschreibung.“ (von Harald Jossé) weist Langenbucher auf das Problem oft mangelhafter Primärquellenforschung (also: Faktenorientierung) hin (NPzKG 2, 8f.). (Man beachte den Zusammenhang zwischen diesem Problem und Küblers Versuch einer Erweiterung der Primärquellen von Rezeptionsgeschichte in seinem Konzept der *written history*.)

Anhand des nächsten Hefts, das „typische historische Aufsätze“ (NPzKG 2, 9) enthalte, zeigt Langenbucher eine Lücke in der historischen Darstellung der Zeitungsgeschichte der Nachkriegszeit auf. Diesbezüglich sei, angesichts der Zahl der Einzelstudien, eine Gesamtdarstellung überfällig.

Dasselbe gelte für die Geschichte des Journalismus der Biedermeierzeit, wie Langenbucher anhand eines Aufsatzes von Annemarie Kleinert über Balzac darlegt. Das Thema sei durch Einzelstudien gut ausgeleuchtet, das Forschungsfeld aber nur in literarhistorischen Arbeiten voll ausgemessen (vgl. NPzKG 2, 9).

Eine Arbeit von Theodor Geiger, „Geschichte der Werbung“, von Rainer Geißler und Horst Pöttker „ausgegraben“, sei zwar eine bemerkenswerte Neuentdeckung, „der es bis jetzt wohl aber noch nicht gelungen ist, die Analyse und Geschichtsschreibung über Werbung von den üblichen kritischen Klischees abzubringen“ (NPzKG 2, 9; vgl. dazu auch den Beitrag Pöttkers, NPzKG 2, 14-17, bes. 15f.).

Heinz-Dietrich Fischers „Handbuch der politischen Presse in Deutschland (1480-1980)“ werde im vierten Heft des Jahrganges 1987 von Erhard Schreiber dahingehend kommentiert, daß schon die Sichtung und Ordnung der involvierten Forschungsliteratur Besserung bringen könnte - für Langenbucher ein Hinweis auf „Darstellungs-, nicht Forschungslücken“ (NPzKG 2, 9)

Defizite seien ablesbar an den Rezensionen von Arbeiten über „Vollsliteratur- und Volksschriftenver-eine“ und über „Politische Plakate“ in der Nachkriegs-zeit im selben Heft (vgl. NPzKG 2, 9).

Als Schwerpunkte zeichneten sich hinsichtlich der Jahre zwischen 1930 und 1945 die Exilforschung und die Filmgeschichte ab (vgl. den Beitrag Blaums: NPzKG 1, 3-4) Dafür würden andere Epochen stiefmütterlich behandelt: so etwa Deutschland während der Französischen Revolution. Aufgrund der mangelhaften Erforschung jener Zeit halte sich das Bild der passiven, politisch uninteressierten Deutschen nach wie vor als „Legende“ (NPzKG 2, 10); hier bestehe jedenfalls Nachholbedarf der medienhistorischen Arbeit.

Langenbucher schließt seinen Beitrag mit einem eindringlichen Hinweis auf die nach wie vor nicht geschriebene Geschichte des Journalismus (vgl. NPzKG 2, 10), und setzt sich damit in Beziehung zum Beitrag von Hans Heinz Fabris (NPzKG 1, 15-16).

Worauf verweist Langenbachers Sicht der Defizite als „Darstellungslücken“ eher denn „Forschungslücken“? Die Antwort möchte wohl am ehesten der Beitrag Küblers (eingeschränkt auch derjenige Hickethiers) geben: Auf das Fehlen eines medienhistorischen Gesamtkonzepts, auf dem jene Zusammenhänge abbildbar (also: darstellbar) wären, die auf die mediale Vermitteltheit aller öffentlichen Kommunikation rückführbar sind (Balzac, der als Schreiber öffentlich kommuniziert, Balzac, der als Schreiber öffentlich kommunizieren läßt⁴⁷). Dieses Defizit, weder Darstellungs- noch Forschungslücke, sondern theoretische Aufgabe, findet sich im Beitrag Dröges negiert, im Beitrag Küblers auf Begriffe gebracht.

Peter Malina:

Wie historisch ist die Historische Kommunikationsforschung? Einige unsystematische Bemerkungen eines Historikers. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 11-13)

Malina leitet seinen Beitrag mit geschichtswissenschaftlicher Selbstreflexion ein. Die Hinterfragung des Geschichtsbegriffs, die Auseinandersetzung mit den theoretischen und methodischen Grundlagen der Historiographie und „die Aufdeckung des eigenen Selbstverständnisses als Wissenschaft“ (NPzKG 2, 11) seien Voraussetzung ihres gewinnbringenden Beitrages zur Historischen Kommunikationsforschung.

⁴⁷ Wie den Journalisten Lucien Chardon alias Lucien Baron de Rubempre im Roman „Verlorene Illusionen“ aus den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Realist Balzac, in dessen Absicht die Entlarfung des Götzen Mammon, dem die Gesellschaft huldigt, liegt, fingiert ein Feuilleton über einen Theaterabend, verbracht von der „guten Gesellschaft“, in dem diese zum Ziel spöttischer Kritik wird. Diese Brechung des Blicks auf die Realität erlaubt dem Realisten, sich in der Wirklichkeit und zugleich über ihr aufzuhalten; beide Male aber erscheint diese Wirklichkeit medial vermittelt und trägt die strukturelle Prägung dieser Vermittlung. Vgl. Honoré de Balzac: *Verlorene Illusionen*. Deutsch von Udo Wolf. Berlin, Weimar: 1985.

Malina erteilt (wie auch Kübler und Hickethier) einem linearen Modell der Geschichte der Kommunikation eine Absage. Ein solches müsse zwangsläufig zu Reduktionen führen, die der „vernetzte[n], mobile[n], durch Kommunikationsbeziehungen geprägte[n] industrielle[n] Gesellschaft“ (NPzKG 2, 11) nicht gerecht würden. Auf der einfachen Folie eines „bunten Bilderbogen“ (NPzKG 2, 11) sei Kommunikationsgeschichte nicht beschreibbar. Als Geschichte der Beziehungen zwischen den Menschen sei sie vielschichtiger, wenngleich auch sie vor der Aufgabe stehe, „konkret Ereignisse festzuhalten, Details nachzuspüren und bisher nicht Bekanntes einer (immer noch staunenden Öffentlichkeit) zu präsentieren“ (NPzKG 2, 11). Zur Erkenntnis von Kommunikationsgeschichte als Menschheitsgeschichte gelangt Malina im folgenden: „Medien- und Kommunikationsgeschichte ist so zu einem entscheidenden Bestandteil der Lebens-Geschichte ganzer Gesellschaften geworden.“ (NPzKG 2, 11)

Kommunikation lasse sich nicht ohne die gleichzeitige Anschauung ihrer gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen historisch rekonstruieren. Die traditionelle „biographische“ Geschichtsschreibung (über die großen Persönlichkeiten) sei dabei überaus fragwürdig. In diesem Zusammenhang stelle sich auch die Frage, „welchen Einfluß die neuen Kommunikationsmedien auf die Selektion, Funktion und Präsentation führender Persönlichkeiten haben“ (NPzKG 2, 12).

Sowenig Geschichte ein „Privileg“ von wenigen sei, sowenig dürfe sich Kommunikationsgeschichte zu einem solchen entwickeln. Eine „emanzipatorische“ (NPzKG 2, 12) historische Kommunikationswissenschaft dürfe deshalb weder einerseits die Kommunikation der Eliten fokussieren, noch andererseits selbst elitären Umgang mit ihrem Gegenstand treiben. Auch jene Schichten, die sich nicht eloquent artikulieren könnten, müßten ins Interesse einer Kommunikationsgeschichte gerückt werden. Analog zur Geschichtswissenschaft werde sich Kommunikationswissenschaft darüber hinaus damit abfinden müssen, daß sie keine Monopolstellung gegenüber der historischen Erforschung ihres Gegenstandes einnehme. Sie müsse deshalb aber nicht ihre wissenschaftliche Kompetenz abgeben.

Eine Kommunikationsgeschichte unter sozialwissenschaftlichen Aspekten sei mehr als Mediengeschichte. Sie biete die Möglichkeit, Sozialgeschichte zu erweitern um die Momente der Verständigung bzw. Nicht-Verständigung in der Gesellschaft mit allen damit verbundenen Erfahrungen, Wissenstatsachen und Gefühlsinhalten; sie sei mithin „gesellschaftliche Identitätsarbeit“ (NPzKG 2, 13). Zu ihren Aufgaben gehöre auch die Analyse der Möglichkeiten gesellschaftlicher Agenturen wie Kirchen, Parteien, Verbände, auf die öffentliche Kommunikation Einfluß zu nehmen. Malina schließt seinen Beitrag mit der Bemerkung, Geschichtswissenschaft und historische Kommunikationsforschung müßten nicht notwendig in Konkurrenz zueinander stehen; vielmehr könnten sie sich wechselseitig erweitern und ergänzen.

Wenngleich sich Malinas Beitrag nicht durch Systematisierung und terminologische Schärfe auszeichnet, enthält er einige wertvolle Einsichten und Hinweise aus der Sicht des Historikers. Dazu gehören die klare Absage an lineare Modelle der Kommunikationsgeschichte ebenso wie die Forderung nach dem Verzicht auf „biographische“ Geschichtsschreibung der Kommunikation, also die Rekonstruktion der Biographien „großer“ Persönlichkeiten der Kommunikationsgeschichte. Der Präzisierung bedarf allerdings Malinas Feststellung, sozialwissenschaftliche Kommunikationsgeschichte sei mehr als Mediengeschichte - letztere wird, wenn sie tatsächlich einmal geschrieben sein sollte, Grundlage einer Sozialgeschichte unter medienhistorischem Aspekt sein.

Horst Pöttker:

Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Kommunikationswissenschaft. Über eine folgenreiche Erinnerungslücke. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 14-17)

Pöttker macht einleitend auf eine gewisse Renaissance der „Gründerzeit“ des Fachs Publizistik seit der Mitte der achtziger Jahre aufmerksam. Wieder ins Gespräch gelangten allerdings eher Gelehrte, „die bereits eine besondere Identität als Zeitungswissenschaftler hatten oder zur Entwicklung dieser Identität im Prozeß der Institutionalisierung der Publizistik Entscheidendes beigetragen haben“ (NPzKG 2, 14), wie etwa Adolf Koch oder Emil Dovifat.

Weniger Interesse erweckten im Zuge dieser Renaissance die sozialwissenschaftlichen Klassiker, die sich zwar auch mit Medien-Themen befaßt haben, allerdings in einer größeren (eben: soziologisch-sozialwissenschaftlichen) Perspektive (Pöttker zitiert Marx, Engels, Weber, Park, Tönnies, Lazarsfeld, Geiger, Simmel, Mannheim, Schütz). Fragen des Mediensystems hätten für sie vor allem deshalb eine Rolle gespielt, weil sie im Grunde alle Analytiker der Moderne gewesen seien und die mediale (Massen-) Kommunikation zu den Spezifika der Moderne gehöre. Bei ihnen lägen eigentlich die (sozialwissenschaftlichen) Ursprünge der modernen Publizistik, und die verdrängte Erinnerung an sie stelle eine „folgeschwere“ Lücke dar. So sei bei diesen Klassikern vieles bereits erkannt und formuliert, was die Publizistik heute entweder mühsam wiedererarbeite oder aber gänzlich aus dem Blick verloren habe - mit üblen Konsequenzen. Anhand dreier Beispiele - von Max Weber, Theodor Geiger und Paul F. Lazarsfeld - analysiert Pöttker in der Folge solche Erinnerungslücken und deren Folgen.

Webers Text „Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens“ (entstanden vor dem Ersten Weltkrieg) sei zwar 1988 von Arnulf Kutsch wiederentdeckt, beschrieben und zitiert worden. Doch Kutsch habe ihn nicht auf mögliche Aspekte seiner Reaktivierung für aktuelle medienwissenschaftliche Probleme hin „evaluiert“. Ein solcher Aspekt sei aber die sechsstufige Strukturierung des wissenschaftlichen Gegenstandes „Zeitungswesen“, die We-

ber im genannten Text vornehme. Diese Strukturierung erlaube den Vergleich mit späteren Versuchen, insbesondere mit der „Lasswell-Formel“ („Who says what in which channel to whom with what effect?“), die „ganz Generationen von Studenten beigebracht“ (NPzKG 2, 15), also kanonisiert worden sei - und das, obwohl sie im Grunde mangelhaft sei: Sie fasse nicht die Fragen mit ein:

Warum [...] etwas medial übermittelt wird und welche Rückwirkungen die Rezeption medialer Botschaften durch ein Publikum auf Sender, Kanäle und andere Elemente des Kommunikationsprozesses hat. (NPzKG 2, 15)

Genau diese Fragen aber habe Weber in seinem Strukturierungsversuch bereits gestellt, noch lange vor der Lasswell-Formel. Dies sei ihm in seiner „großen“ Perspektive des Zeitungswesens als allgemein kulturwissenschaftlichen Phänomens und Problems damals eben noch möglich gewesen. Er habe „ein ganzes Bündel von ökonomischen, ideologischen, ethischen, professionellen und anderen Faktoren“ (NPzKG 2, 15) im Blick gehabt, darunter auch die Rezeptionsweisen des Publikums, die ihn zu folgenden Fragen geführt hätten: „Welche Mittel der Föhlung mit dem Leserkreis besitzen die Zeitungen? Welchen faktischen Einfluß übt die Gesinnung des Leserkreises, und wie?“ (NPzKG 2, 15) Hätte man eben diese Fragen im Auge behalten, hätte sich die „Lasswell-Formel“ erübrigt.⁴⁸

Das zweite Beispiel einer derartigen „Erinnerungslücke“ entstammt Theodor Geigers Buch „Kritik der Reklame“ (Original 1943), von dem mittlerweile drei Kapitel aus dem Dänischen übersetzt und publiziert worden seien. Aus der „großen“ Perspektive der Entstehungsgeschichte des modernen Kapitalismus betrachtet, erlaube das Phänomen der Reklame Geiger Einsichten, deren Möglichkeit heute bereits unwahrscheinlich sei. So könne er die beginnende Markenartikel-Reklame (seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts) noch „als Ausdruck des Übergangs zur Überflußproduktion bei Gütern des alltäglichen Bedarfs“ (NPzKG 2, 15) erkennen - weil sie auf die Notwendigkeit der Stimulation des Bedarfs verweist. Weit gewichtiger und für die gegenwärtige Medien-Situation bedeutungsvoller dürfte aber Geigers Analyse des Verhältnisses zwischen Reklame und Medien sein, die ebenfalls auf jene „umfassende Betrachtungsweise“ zurückgeht, „die Geiger vor Irrtümern bewahrt, die sich bis heute gehalten haben“ (NPzKG 2, 15). Die Stelle, an der diese Analyse zusammengefaßt wird, sei, des einfacheren Verständnisses halber, nach Pöttker aus dem Original zitiert:

Eine Illustrierte kann so viele Werbeaufträge erhalten, daß der Verlag gezwungen ist, neue Blätter herauszugeben, um alle Inserate plazieren zu können, ohne daß das Exemplar zu dick wird. Neue Zeitschriften entstehen, vom gleichen Genre wie das Muttermagazin, auf das gleiche Publikum abzielend - das sind die selektiven Gesichtspunkte, die bestimmen, von welcher Sorte Menschen das Blatt gelesen werden soll. [...] Die neue Zeitschrift

⁴⁸ In der Formulierung Pöttkers liest sich dieses „nicht im Auge halten“ der Fragen Webers als ein Versäumnis. Präziser müßte aber gefragt werden, warum diese Fragen nicht „im Auge gehalten“ werden *konnten* - durch Institutionalisierung, Spezialisierung innerhalb des Fachs.

ist ein Anzeigenblatt und ihr redaktioneller Teil ist von entsprechender Qualität. (NPzKG 2, 16f.)

Beziehe man diese Darlegung auf die heutige Rundfunk-Situation, so sei damit überaus trefflich das Argument kommentiert, medialer Pluralismus lasse sich durch die Zulassung rein reklame-finanzierter Stationen herstellen. Doch schon die Definition der Reklame, die Geiger treffe, zeige „eine für Geiger typische, aus der Tradition der Aufklärung gespeiste Abneigung gegen *unterschwellige* Einwirkungen auf das Bewußtsein“ (NPzKG 2, 15) - auch diese nur möglich in der umfassenden Perspektive dessen, der in Kenntnis der Klassiker der Aufklärung steht. „Kundigkeit, Sachlichkeit, Genauigkeit, Nüchternheit“ (NPzKG 2, 16) seien jene Tugenden Geigers, die auch der zeitgenössischen, uniformiert moralisierenden Kritik der Reklame wohl anstünden.

Der von Paul F. Lazarsfeld noch in Österreich verfaßten Studie über die Präferenzen der Hörer der RA-VAG (1932) entstammt schließlich das dritte Beispiel. Diese empirische Studie, „die Geburtsstunde der Rundfunknutzungs- und Rundfunkwirkungsforschung, die in unseren Tagen der Einschaltquoten-Konkurrenz eine ungeahnte quantitative Blüte erlebt“ (NPzKG 2, 16), nehme eine überaus bedeutsame Differenzierung vor: Sie unterscheide die Befragten nämlich nicht nur nach Alter und Geschlecht, sondern darüber hinaus auch nach dem Beruf (bei Männern nach den Subkategorien Arbeiter, Gewerbetreibender, Angestellter, Intellektueller und Landmann, bei Frauen nach den Subkategorien Arbeiterin, Angestellte, Intellektuelle, Hausgehilfin und Hausfrau). Diese zusätzliche Kategorie verleihe der Arbeit Lazarsfelds soziologische Dimensionen,

die nicht zuletzt den Medienmachern unserer Tage helfen könnten, sich aus ihrer lähmenden Fixierung auf die Einschaltquoten zu befreien und wieder zu einem Selbstverständnis als Kulturproduzenten zu gelangen, deren Produkte auf den Geschmack und die Mediengewohnheiten der Rezipienten Einfluß nehmen (NPzKG 2, 16)

Für Lazarsfeld sei bereits vor sechzig Jahren selbstverständlich gewesen, daß Mediennutzung eine Form sozialen Handelns ist, „dem ein subjektiver, beispielsweise auf das Verhalten der Kommunikatoren rückbezogener Sinn unterliegt“ (NPzKG 2, 16). Diese Einsicht sei dem Fach allerdings verlorengegangen und müsse erst wiedererarbeitet werden.

Alle drei Beispiele, so Pöttker, verwiesen eindringlich auf die „Horizontverengung“, der die Publizistik unterliege, aus der sie sich befreien müsse. Sie sei wesentlich eine Folge der „Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems“ (NPzKG 2, 17). Die Erinnerung an die soziologischen Klassiker, die jene Befreiung leisten könnte, sei eine „*diachrone Kommunikationsleistung*“ (NPzKG 2, 17), die die Empfänger (also die zeitgenössischen Publizistiker und Kommunikationswissenschaftler) zustandebringen müßten,

Pöttker bestätigt in seinem Beitrag wesentliche Argumente, die im ersten Teil der vorliegenden Abhandlung vorgetragen worden sind, so zum Beispiel die Begründung der Entfremdung der Wissenschaften von ihrem Gegenstand als Folge ihrer fortgeschrittenen Ausdifferenzierung und Spezialisierung (infolge notwendi-

ger Arbeitsteiligkeit). Allerdings ist dieser Kausalzusammenhang bei Pöttker wenig expliziert (worauf in Fußnote 43 hingewiesen wurde), was zu mißverständlichen Folgerungen führt (wie eben jene, das Strukturierungskonzept Webers hätte im Zuge der dynamischen Institutionalisierung und Spezialisierung der publizistischen Disziplin mit seinem gesamten, damals noch stark philosophisch gestützten positivistischen Unterbau, beibehalten werden *können*, hätte man es nur gewollt). Diese Folgerungen verkennen nämlich die *Unvermeidlichkeit* solcher „Erinnerungslücken“ in einem ganz besonders auf Spezialisierung ausgelegten Fach wie der Publizistik, und gerade diese Unvermeidlichkeit wirft, nebenbei, auch ein Licht auf die von Pöttker annoncierte Möglichkeit, sie durch die Re-Lektüre der sozialwissenschaftlichen Klassiker gänzlich zu schließen.

Fragwürdig ist auch die Hoffnung Pöttkers, eine Rückbesinnung der „Medienmacher“ auf die soziologische Differenziertheit ihres Publikums könne zu ihrer Abschwörung vom Fetisch Einschaltquoten und zu ihrer „Einflußnahme“ auf die soziologisch bedingten Geschmacks- (mithin: Niveau-) Unterschiede im Publikum führen, indem sie sich ihrer Rolle als „Kulturproduzenten“ bewußt würden. Diese Hoffnung verkennt nicht nur die Rolle der Ökonomie in der Programmgestaltung (die sie am Beispiel der Reklame-Analyse Geigers schon begriffen zu haben scheint), die ja erst zur Fetischisierung der Einschaltquoten (also Maximierung der Rezipienten als potentielle Reklame-Konsumenten) geführt hat, sie unterschätzt vor allem die nivellierende Kraft der medialen Kultur, die wesentliche soziologische Differenziertheiten (mithin: Niveauunterschiede hinsichtlich „Geschmack und Mediengewohnheiten“, um den Schluß umzukehren) im Publikum bereits getilgt hat. Damit ist auf eine der großen Gefahren verwiesen, die die Wiederansicht „klassischer“ Ansätze und Theorien birgt: daß ihre Zeitgebundenheit übersehen wird. Denn jene soziologische Differenziertheit, die Lazarsfeld 1932 am Radiopublikum noch wahrnehmen und statistisch erfassen konnte, ist heute eine gänzlich andere, sowohl quantitativ als auch qualitativ; sie ist darüber hinaus in unseren Tagen weit geringer durch jeweils unterschiedliche Berufskategorien bedingt als in den Tagen der Studie Lazarsfelds- so genießt ein (Fach-) Arbeiter heute mindestens gleichviel (wenn nicht mehr) gesellschaftliches Ansehen wie ein Intellektueller und ist materiell oft sogar besser gestellt als jener. So darf also eine Methode nicht unhinterfragt durch die Zeiten transferiert werden, sei sie zu ihrer eigenen auch noch so erfolgreich gewesen. Im Beitrag von Holger Rust, der im Anschluß an den aktuellen besprochen wird, kommen die Folgen dieses Fehlers sehr plastisch zum Ausdruck.

Die hier aufgezeigten Schwächen nehmen sich vor dem Gesamtbild des Beitrags von Pöttker marginal aus. Seine Hauptleistung besteht wohl in der (wenngleich nur implizit vorgenommenen) theoretischen Rückgängigmachung jenes fatalen Spezialisierungsprozesses, der unsichtbar als Aporie hinter faktisch allen Beiträgen wirksam ist. Bei Pöttker wird er transparent. Wenn seine Hinwendung zu jenen Traditionen, in denen die Medienforschung noch aufgehoben und eingebettet ist in Versuchen einer wissenschaftlichen Gesamtsicht des

kulturellen Prozesses, auch vorerst nicht mehr sein kann, als das Aufstoßen einer Tür, so hat er doch bereits wesentliches dessen erkannt, was hinter der Schwelle liegt. Die Schwelle zu übertreten, wäre ein Schritt zurück, denn die Gesamtansichten, die dort liegen, sehen *ihre eigene Zeit*, nicht unsere. Doch für jenes Gesamtkonzept, mit dem vielleicht auch die gegenwärtige mediale (und also: kulturelle) Situation einmal erklärbar wäre, für dieses Konzept läßt sich allein aus dem Blick hinter die Tür eine Menge lernen, wie Pöttker klarmacht. Daß auch bei ihm „Kommunikationsgeschichte“ letztlich als Mediengeschichte firmiert, fällt dabei nicht ins Gewicht.

Holger Rust:

Dig where you stand. Erste Hinweise auf eine Archäologie der Theoriegeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 17-21)

Kommunikationsgeschichte, so Rust, sei mittlerweile zu einem festen Bestandteil von Publizistik und Kommunikationswissenschaft geworden, allerdings solle sie nicht „segmentiert“ werden, da der Gesamtblick auf den Gegenstand förderlicher sei als seine Aufteilung. Rust spricht sich also gegen die Spezialisierung in der Kommunikationsgeschichte aus.

Wissenschaftliche Theorien seien nur im Kontext des kulturellen Gesamtprozesses ihrer Zeit richtig zu verstehen. Heute noch gültige Theorien erforderten deshalb die „systematische Archivierung der Umfeldbedingungen“ (NPzKG 2, 18), unter denen sie formuliert worden seien. Am Beispiel der „Agenda Setting“-Theorie, die in Chapel Hill formuliert worden sei, erläutert Rust diesen Zusammenhang: „Was war in Chapel Hill, was war dort 1968? Wahlkampf zwischen Richard Nixon und Hubert Humphrey. Was zeichnete diesen Wahlkampf aus? War er anders als andere Wahlkämpfe zuvor?“ (NPzKG 2, 18). Zu rekonstruieren sei die „Routine“ des Ereignisses US-amerikanischer Wahlkampf, anschließend seien die Ergebnisse dieser Rekonstruktion rückzubeziehen auf das Konzept des „Agenda-Setting“, um es in seiner historischen Bedingtheit darzustellen.⁴⁹

Mit dieser Herangehensweise an bereits formulierte Theorien begründet Rust die von ihm geforderte Relektüre „klassischer Arbeiten“ (NPzKG 2, 18), der Argumentation Pöttkers darin nicht fern. Allerdings beschränkt sich diese Forderung in seinem Beitrag auf eine Arbeit Paul Lazarsfelds.

Rust zitiert die „Wahlstudie in Sandusky, Ohio im Erie County 1940, absolviert von Paul Lazarsfeld, Hazel Gaudet und Bernard Berelson“ (leider ohne Quellenachweis; NPzKG 2, 18). Den „Kontext“ dieser Studie, die, soweit aus den Angaben Rusts nachvollziehbar, wohl den Einfluß der Medien auf das Wahlverhalten des US-Durchschnittsbürgers untersucht hat, habe eine andere Untersuchung, ebenfalls durchgeführt von Lazarsfeld mit Rowena Wyant, abgegeben. Diese Studie von 1937 habe die „Galaxie der Medien“ (NPzKG 2, 18) untersucht. Gemeint ist damit, wie aus Rusts weiteren Ausführungen zu entnehmen, der je nach Siedlungsgrößen unterschiedliche Medienkonsum und -umgang in verschiedenen amerikanischen Städten, aus denen „die kulturellen Niveaus unterschiedlicher Gemeinden“ (NPzKG 2, 18) ermittelt werden sollten. Dieser Studie habe ein „Mittelwert“ zugrundegelegen, nämlich das von Helen und Robert Lynd beschriebene „Städtchen Muncie in Indiana, Middletown“ (NPzKG 2, 18), das als absolut durchschnittliche amerikanische Ansiedlung anzusehen sei, wie die Lynds, die 1924 und 1937 jeweils ein Jahr lang in Muncie gewohnt hatten, herausgefunden hätten - absolut mittelmäßig „auch im Hinblick auf die Medienutzung“ (NPzKG 2, 18), wie die Lazarsfeld/Wyant Studie (1937) durch den Vergleich mit 90 anderen Städten ähnlicher Größe (rund 50 000 Einwohner) bestätigt habe. „Durchschnittlich“ am Medienverhalten der Bevölkerung dieser Städte sei die Praxis des „magazine reading“ für zehn verschiedene Titel“ (NPzKG 2, 19) gewesen.

Die beschriebenen Städte seien „an der Schwelle zum Radiozeitalter“ (NPzKG 2, 19) gestanden, welches sich allmählich und wengleich mit anfänglichen Abwehrreaktionen der gegenüber den gewohnten print-Medien traditionsbewußten Bevölkerung durchgesetzt habe. Im Grunde seien die untersuchten Gemeinden in derselben Situation gewesen wie europäische Durchschnitts-

⁴⁹ Hier wäre natürlich kritisch zu fragen, inwieweit bei einer derart monokausalen Konstruktion noch die Rede von „heute noch geltenden Theorien“ (NPzKG 2, 18) sein kann. Anders ausgedrückt: Wenn sich die historische Bedingtheit des Konzepts der „agenda-setting“-Funktion der Massenmedien tatsächlich auf die Phänomenologie des Wahlkampfes zwischen Nixon und Humphrey von 1968 beschränkt, wie gültig ist dieses Konzept dann, wenn seine (einzige, wie von Rust postuliert) geschichtliche Bedingung (der Wahlkampf) selber Geschichte geworden ist? Das damit exponierte epistemologische Problem ist kein geringes. Es liegt darin, daß in der monokausalen Konstruktion Rusts die historische Bedingung des Objekts - der Phänomenologie (des Verhaltens, der quantitativen und qualitativen Rolle) der Massenmedien im Wahlkampf - als gleichzeitige und einzige historische Bedingung der Methode (des „agenda-setting“-Konzepts) behauptet wird. Gegenstand und Methode sind aber nicht durch ihre (unterstellte) gemeinsame historische Bedingung miteinander verbunden, sondern durch das Desiderat der Methode, die historische Bedingtheit und Bedingung ihres Gegenstandes zu erkennen. Genau das aber mißlingt, wenn die Methode an die historische Bedingung ihres Gegenstandes als ihre *conditio sine qua non* gebunden wird - damit läuft ihre Gültigkeit mit dem geschichtlichen Verschwinden ihres Gegenstandes ab. Der erkenntnistheoretische Fehler der Eindimensio-

nalität des Modells Rusts verkennt seinerseits, daß die historischen Voraussetzungen einer bestimmten Methode zunächst nicht in ihrem Gegenstand und dessen geschichtlichen Bedingungen begründet sind, sondern in ihrem eigenen wissenschaftshistorischen *status quo*. Der Umkehrschluß der These Rusts lautet nämlich: Ist erst die spezifische historische Bedingung eines zu analysierenden Phänomens erkannt, stellt sich die anzuwendende Methode von selbst ein. Das funktioniert natürlich nicht. Es scheint zu funktionieren, wenn, wie im Beispiel Rusts, die historische Bedingung des Gegenstandes gewissermaßen schon in der Fragestellung enthalten und damit evident ist: die Phänomenologie der Massenmedien unter der (historischen) Bedingung US-Präsidentenwahlkampf. Es funktioniert allerdings nicht, wenn die Fragestellung allgemeiner und systematischer ist: die Phänomenologie der Massenmedien im gesellschaftlichen Diskurs. Hier wären nämlich Methoden gefragt, die erst die historischen Bedingungen des Gegenstandes (der Massenmedien) isolieren. Diese Methoden setzen ihrerseits eine gemeinsame Muttertheorie, eine Theorie des gesellschaftlichen Diskurses voraus, die, wie jeder weiß, nach wie vor nicht formuliert ist. Daran erweist sich nicht nur der oben genannte wissenschaftshistorische Voraussetzungsreichtum von Methoden, sondern vor allem ihr eigentliches Desiderat der Erkenntnis der historischen Bedingtheit(en) ihres Gegenstandes als Bedingung ihrer Gegenstandsangemessenheit.

städte in den Vierziger und Fünfziger Jahren: „Wir sind es, die da beschrieben werden. Es sind unsere Erinnerungen an die vierziger und fünfziger Jahre, als das Radio aufs Dorf und das Fernsehen in die Stadt kamen [...]“ (NPzKG 2, 19). An einer Textstelle von Brandstetter, die das Erscheinen des Radios und seine allmähliche Integration in den religiös geprägten Alltag in der oberösterreichischen Provinz beschreibt, sei das abzulesen. Dasselbe Phänomen habe sich auch in der französischen Provinz ereignet, wie aus der Beschreibung des Dorfes Peyrane in der Vaucluse durch den amerikanischen „Romanologen“ (NPzKG 2, 19) Laurence Wylie hervorgehe, der sich 1950/51 dort aufgehalten habe. Auch der Film „Schützenfest“, von Jaques Tati im Dorf St. Sévere gedreht, dokumentiere die frühe Rolle der „neuen Medien“ im Alltag der französischen Provinz. Dasselbe gelte für „die Romane des Marcel Pagnol [...]“ sowie für „weitere ethnologische Studien“. Alle genannten „Dokumente“ zeigten,

daß das alltägliche Leben und in diesem alltäglichen Leben die Medien kaum anders gehandhabt wurden als irgendwo sonst in vergleichbaren Dörfern und Städtchen und Städten der westlichen Welt. Vielleicht war die Entwicklungsgeschwindigkeit in den USA ein wenig größer. (NPzKG 2, 20)

Die mit dem Erscheinen der elektronischen Medien einhergegangenen Veränderungen seien aber durchaus nicht tiefgreifend gewesen: „An der Oberfläche hat ein Modernisierungsprozeß zwar die Verhaltensweisen modifiziert. Doch die Grundwerte des Verhaltens haben überlebt.“ (NPzKG 2, 20)

Dies bewiesen Folgestudien zu den beschriebenen Arbeiten von Lazarsfeld und den Lynds. So sei die Stadt Muncie 1979 von Theodore Caplow und Howard M. Bahr noch einmal untersucht worden, wobei keine wesentlichen Unterschiede in der Haltung der Bevölkerung zu den Medien im Vergleich zu 1924 zutagegetreten seien. Als Beleg wird ein gleichgebliebenes stärkeres Mißtrauen gegen überregionale Zeitungen als gegen regionale angegeben, wobei sich dabei keine soziologischen Differenziertheiten gezeigt hätten. Folgestudien der Lazarsfeld/Wyant-Studie über Sandusky in Decatur (1948), Elmira (1952) und Mansfield (1984) hätten die Ergebnisse Lazarsfelds gleichfalls bestätigt. Die Untersuchung in Mansfield, durchgeführt von J. Anthony Lucas, habe dem Ergebnis der Sandusky-Studie Lazarsfelds (1940) besonders ähnliche Resultate erbracht. Schließlich hätten sich auch die beiden Städte Mansfield und Sandusky auch bereits in den Vierziger Jahren geglichen, wie Rust anhand von Zahlen darlegt. Zu den Untersuchungsergebnissen von Lucas (1984) gehöre geringer Einfluß der Medien auf das Wahlverhalten der Bevölkerung, allgemeine US-amerikanische Durchschnittlichkeit des Alltags, geringe thematische Relevanz der Medien in der Alltagskommunikation, arbeitssituationsabhängige politische Einstellungen, allgemeine Selbstbezogenheit der Bevölkerung - und all das habe eben auch Lazarsfeld bereits 1940 in Sandusky konstatiert.

Spätestens hier ist es nötig, die Synopse des Artikels Rusts zu unterbrechen, und seine Argumentation zu überprüfen. Dabei geht es weniger um die augenscheinliche Unwissenschaftlichkeit, die einem Film

von Tati oder Romanen von Pagnol oder Brandstetter denselben „ethnologischen“ Quellencharakter zuschreibt wie einer demoskopischen Untersuchung von Paul Lazarsfeld.⁵⁰ Denn diese Unwissenschaftlichkeit terminiert lediglich in der Einsicht, daß der Durchschnitt keine Grenzen kenne, und diese Einsicht, die auch der *common sense* trifft, wäre nicht weiter von Bedeutung. Schwerwiegender aber sind die Folgerungen, die Rust aus dieser Erkenntnis zieht und durch die Folgestudien zur „klassischen“ Arbeit Lazarsfelds wissenschaftlich bestätigt glaubt.

Um den Fehler zu erkennen, den Rust in seiner Interpretation dieser Nachfolgestudien begeht, ist es nötig, sich zu vergegenwärtigen, wie die gemeinsame Einsicht der Studien der Lynds und Lazarsfelds/Wyants lautet: „Es ist wirklich Middletown“ (NPzKG 2, 19), so Lazarsfeld und Wyant, die Lynds bestätigend, über Muncie - es ist wirklich der absolute Durchschnitt. Der absolute Durchschnitt auch im Medienverhalten - das bestätigen Lazarsfeld/Wyant in ihrer Studie von 1937 am Ergebnis der Lynds. Und genau das - und nichts weiter - bestätigen auch die von Rust zitierten Folgestudien: die absolute Durchschnittlichkeit der untersuchten Städte. Wenn sich zwischen dem Sandusky von 1940 und dem Mansfield von 1984 etwas nicht geändert hat, dann ist es diese Durchschnittlichkeit. Keinesfalls aber legitimiert diese Ähnlichkeit, eine Analogie zu ziehen zwischen dem Einfluß der Medien auf das Wahlverhalten der Bevölkerung, den Lazarsfeld 1940 in Sandusky ausgemacht hat, und jenem, den Lucas 1984 in Mansfield vorfindet. Das Ergebnis dieser falschen Analogie formuliert Rust folgendermaßen: „Trotz der stark veränderten Mediensituation haben die Medien für die Wahlentscheidung offenbar keine herausragende Bedeutung.“ (NPzKG 2, 20) Das mag Lazarsfeld 1940 in Sandusky konstatiert haben - wo das bei Lucas 1984 steht, wird durch Rust nicht nachgewiesen. Es ist auch kaum anzunehmen, daß es so bei Lucas steht. Die Behauptung, die Massenmedien übten 1984 ausgerechnet in den USA keinen „herausragenden“ Einfluß auf Wahlentscheidungen aus, kann wohl nicht von einem US-Journalisten (wie Lucas) stammen. Es ist nur auf jene falsche Analogie zurückzuführen, von der offensichtlich überzeitlichen Durchschnittlichkeit der genannten Städte sei auf einen ähnlich überzeitlichen Medienumgang ihrer Bevölkerungen zu schließen. Der richtige Schluß müßte lauten: Im Mansfield von 1984 wird genauso durchschnittlich mit den Medien umgegangen wie im Sandusky von 1940. Damit ist aber nichts über die *Art* dieses (zweimal) durchschnittlichen Medienverhaltens gesagt, wie von Rust gefolgert. Tatsächlich bestätigt

⁵⁰ Und dabei übersieht, daß Artefakte bestenfalls Auskunft über die Sichtweisen ihrer Produzenten geben können, in den genannten Fällen also über Tatis Ansichten über St. Sévere, über Brandstetters Ansichten über Pichel bei Wels, über Pagnols Ansichten über die Provence. Selbst das aber setzt eine umfassende ästhetische Analyse des jeweils befragten Werks voraus, weil die Ansichten der Autoren (Regisseure) ja in den Werken immer stilisiert, oft verfremdet oder verzerrt erscheinen. Kunstwerke geben jedenfalls eine denkbar schlechte „Quelle“ für ethnologische Forschungen ab, und Rust unterliegt mithin derselben Navität wie Hanno Handt, der sich ja gleichfalls „Romanliteraturen“ (NPzKG 1, 18) als wissenschaftliche Quellen vorstellt.

das von ihm gewählte Zitat aus der Studie Lucas' eigentlich nichts weiter als eben jene Durchschnittlichkeit:

Mansfield besitzt die ganze Komplexität einer wirklichen amerikanischen Gemeinde (...) Nur selten während meiner drei Besuche hörte ich, daß irgendjemand seine Position durch die Bedürfnisse von anderen definierte, oder durch die Bedürfnisse der Nation gesamt. (ohne Fundornachweis; vgl. NPzKG 2, 20)

Dafür findet sich umgekehrt jene einschneidende Veränderung des Alltagslebens, die das Erscheinen der „neuen Medien“ auslöst, bei Rust immerhin schon einmal angedeutet:

Dem auf den Photos dieser Jahre sehen wir Vater und Mutter in den Sesseln neben dem Gerät und die Kinder hockend oder liegend auf dem Boden davor; meist betrachten sie das neue Medium, das ihr Leben so veränderte. (NPzKG 2, 19)

Natürlich veränderte es ihr Leben fundamental, und zwar nicht nur ihr Alltagsleben, sondern auch ihr Wahlverhalten. Dieses 1984 als „nicht herausragend“ durch die Massenmedien beeinflusst zu bezeichnen, kommt einem atemberaubenden Akroatenstück gleich, mit dem die eigene Schlußfolgerung bestätigt werden soll: daß Lazarsfeld schon 1940 erkannt habe, was Lucas 1984 noch einmal bestätige. Im Grunde wiederholt Rust damit nur jenes Mißverständnis, das der Gleichsetzung von Wirkung und Veränderung zugrundeliegt: Nach der mittlerweile zum „Klassiker“ gewordenen Arbeit Joseph T. Klappers verstärken die Massenmedien bereits vorhandene Einstellungen viel eher, als daß sie sie verändern.⁵¹ Diese Verstärkung ist aber durchaus effektiv und politisch relevant; insofern läßt sich aus der These Klappers kein Argument für die „geringe Bedeutung“ der Massenmedien für das politische Verhalten der Rezipienten ableiten.

Damit ist auf den eigentlichen Fehler verwiesen, der jener falschen Analogie zwischen dem Verhalten einer Population und der Durchschnittlichkeit jenes Verhaltens zugrundeliegt. Rust übersieht ganz einfach, daß Lazarsfeld - wie Klapper - auch als „Klassiker“ letztlich doch („nur“) über seine eigene Zeit spricht. In der Besprechung des Beitrags von Pöttker wurde auf die Gefahr einer unhinterfragten Übernahme „klassischer“ Methoden, die ja auf die Probleme ihrer Zeit zugeschnitten sind, hingewiesen. Rust begeht einen noch größeren Fehler: Er übernimmt nicht nur unhinterfragt *Methoden*, sondern *Ergebnisse*. Es muß nicht eigens darauf hingewiesen werden, daß dieses Problem intensiv seiner monokausalen Konstruktion der historischen Bedingtheit von Objekt und Methode korrespondiert. Gerade die Verabsolutierung der historischen Bedingung des Objekts als zugleich einziger der Methode

(Was war in Chapel Hill, was war dort 1968? Wahlkampf zwischen Richard Nixon und Hubert Humphrey. War er anders als andere Wahlkämpfe zuvor? So ist es also notwendig, die Geschichte der amerikanischen Wahlkämpfe zu studieren, um die Eigenart oder die Routine dieses Ereignisses zu analysieren, um von dort dann das Konzept der Agenda Setting zurückzuerfolgen [...]) (NPzKG 2, 18f)

muß zwangsläufig zur Verabsolutierung der Ergebnisse als historisch einzig mögliche führen. Den seltsamen Wandel historisch bedingter und historischer Resultate zu überhistorischen Gesetzmäßigkeiten (dem geringen Einfluß der Medien aufs Wahlverhalten, konstatiert 1940, gültig angeblich noch 1984) nimmt dieses Modell nicht wahr, weil es an die Stelle des (spezifischen) Wahlkampfes von 1968 (oder 1940) als *einzige* historische Bedingung der demoskopischen Verfahren zur Erfassung des Wählerverhaltens einfach den (spezifischen) Wahlkampf von 1984 als *einzige* historische Bedingung der Methoden zur Bestimmung des Wählerverhaltens setzt - damit sind die Resultate von vornherein als gleichlautend bestimmbar, weil wesentliche weitere Faktoren des Wandels (zwischen 1940, 1968, 1984) im monokausalen Modell nicht berücksichtigt sind. So führt die Verabsolutierung der historischen Bedingung und Bedingtheit von Gegenständen in den Methoden ihrer Analyse zur Ahistorizität der Resultate - und Rust kann seinem Modell zufolge zurecht behaupten, im Jahre 1984 spielten die elektronischen Medien noch eine so geringe Rolle für das politische Verhalten der Wähler wie 1940. Für Überlegungen über die quantitative Vertretung elektronischer Medien 1940 im Vergleich zu 1984 und alle damit verbundenen Folgen für die gesellschaftlich-politische Rolle dieser Medien bleibt im monokausalen Modell kein Platz.

Rusts Forderung nach einer „Archäologie der Theoriesgeschichte“ (NPzKG 2, 20) ist in diesem Licht zu sehen. Seine abschließenden Gedanken weisen den Medien eine gewichtigere Rolle zu, als sie den zuvor getroffenen Folgerungen entsprechend zukommen kann. Wenn der Einfluß der Medien auf das politische Verhalten der Rezipienten tatsächlich nicht „herausragend“ groß ist, wie kommt es dann, daß ein gesellschaftskritischer Sender wie das „Spiegel-TV“ nur als „politisches Oktroi“ (NPzKG 2, 21), also als Zugeständnis der Herrschenden existieren kann, müßten doch diese ohnehin keine „herausragenden“ Einflüsse des Senders auf die politischen Einstellungen des Volkes fürchten?

Rusts Plädoyer für die Re-Lektüre der sozialwissenschaftlichen Klassiker tappt voll in die Falle, die das Zurückkommen auf kanonisierte Ansätze und Theorien immer auch stellt - indem es, wie bereits gesagt, übersieht, daß diese Ansätze immer nur unter dem Aspekt ihrer Zeitgebundenheit wiedergelesen werden wollen. Diese Zeitgebundenheit allein an der historischen Bedingung des untersuchten Gegenstandes festzumachen, ist allerdings der verkehrte Weg. Die periodische Wiederkehr dieser Bedingung (eines Wahlkampfes) verführt freilich zu dem Ansatz, den Gegenstand (das politische Verhalten der Bevölkerung unter dem Einfluß der Medien) über längere Zeiträume hinweg an dieser Bedingung allein zu messen. Damit kann aber nicht erkannt werden, daß der Gegenstand (politisches Verhalten) ein durchaus multikausales Ineinander verschiedenster Fak-

⁵¹ „Communications research strongly indicates that persuasive mass communication is in general more likely to reinforce the existing opinions of its audience that it is to change such opinions. Minor attitude change appears to be a more likely effect than conversion and a less likely effect than reinforcement.“ heißt es in: Joseph T. Klapper: *The Effects of Mass Communication*. Glencoe 1960, 49 f. Vgl. dazu auch die kritische Re-Lektüre der Arbeit Klappers durch Rainer Geißler: *Wandel durch Massenmedien. Die Verstärker-Doktrin neu durchleuchtet*. In: *Communications. Internationale Zeitschrift für Kommunikationsforschung*, 7(1981), 169-185.

toren (soziologischer, wirtschaftlicher, kultureller, natürlich auch politischer Art) ist. Einer dieser Faktoren ist zweifellos der Einfluß der Medien. Dieser ist seinerseits historisch bedingt durch die jeweils unterschiedliche quantitative Verbreitung und qualitative Programmvieffalt der Medien selber – natürlich wird der Einfluß der elektronischen Medien auf politische Einstellungen der Rezipienten in den Vierziger Jahren, als es noch wenige Empfangsgeräte gab und die Programmvieffalt noch nicht sehr ausgeprägt war (als es noch nicht jene Programmparadigmen gab, die die totale Präsenz von Politikern in den Medien erlaubten, wie *live*-Interview, Talk-Show, Diskussionsshow, Belangsendung mit uningeschränkter Kaufender Sendezeit etc.), ein anderer, nämlich geringerer, gewesen sein als in den Achtziger Jahren, in denen es viele Empfangsgeräte gibt und die Programmvieffalt ausgeprägt ist. Somit hat auch die Methode (die Beobachtung des Medienumgangs einer Bevölkerung unter der historischen Bedingung Wahlkampf, um den Einfluß der Medien auf das politische Verhalten zu ermitteln) weitaus mehr (historische) Bedingungen als bloß jene der Situation Wahlkampf. So müßten eben zuallererst die quantitative Verbreitung und qualitative Entfaltung der Medien selber an einer bestimmten zu untersuchenden historischen Stufe ermittelt und beschrieben werden. Die bloße Suche nach möglichst durchschnittlichen, also repräsentativen Bevölkerungssegmenten (Stadtbevölkerungen) genügt nicht.

Winfried Schulz:

Der t-Faktor in der empirischen Kommunikationsforschung. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. (NPzKG 2, 21-23)

Der Beitrag Schulz' ist wesentlich eine Argumentation für die Historizität empirischer Forschung, wenngleich er konzediert, daß die „reaktiven Verfahren – Interviews, Tests und experimentelle Untersuchungen [...] nur für den Augenblick gültig“ (NPzKG 2, 21) seien.⁵² Der „t-Faktor“, also der Faktor von Prozessen mit zeitlicher Dimension könne zwar nur schwer in das Design empirischer Untersuchungen integriert werden. Die Methode, von Untersuchungsobjekten (Interview-Auskunftspersonen) Informationen über ihr vergangenes Verhalten etwa bei Wahlen zu bekommen, sei wenig ergiebig, weil die Befragten ihre Antwort oft der aktuellen politischen Stimmungslage anpassen.

Erfolgversprechender seien Methoden wie das „Panel- und das Zeitreihendesign“ (NPzKG 2, 22). Als Beispiel zitiert Schulz eben jene Studie Lazarsfelds über die Stadt Muncie in Erie County, von der auch im Beitrag Rusts die Rede ist. Erst seit den Siebziger Jahren habe die empirische Forschung zu dieser Methode zu-

rückgefunden, die durchaus nicht frei von Problemen sei. So bringe die „Panelmortalität“ (NPzKG 2, 22) Schwierigkeiten mit sich.⁵³ Gemeint ist damit der „Ausfall von Befragten im Verlauf der Wiederholungsbefragungen, so daß die Stichprobe nicht nur kleiner, sondern auch immer untypischer wird“ (NPzKG 2, 22). Darüber hinaus werde die Anzahl der aufzunehmenden Variablen dadurch beschränkt, daß sie nur künftige Entwicklungen erfassen könnten, da die Ergebnisse späterer Befragungen nur mit dem verglichen werden könnten, was schon die erste Befragung ergeben hat. Retrospektive Analysen seien nur dann möglich, wenn die erforderlichen Variablen zufällig oder aber durch Weitblick schon in die erste Befragung aufgenommen worden seien. Klar: Eine rückblickende – also: historische – empirische Studie über das Entstehen des neuen Nationalismus ist nur dann möglich, wenn schon seit der ersten Befragung die Versuchspersonen nach ihrer Haltung zum Nationalismus gefragt wurden, was ja, beispielsweise für ein Panel, das in den Siebziger Jahren gestartet wurde, keineswegs selbstverständlich ist, war doch der Nationalismus im sozialdemokratisch dominierten Österreich damals kein brennendes Thema, jedenfalls nicht das, das er heute ist.

In sogenannten nonreaktiven Verfahren (also Verfahren, die sich nicht auf direkte Reaktionen wie Antworten in Interviews stützen) spielen die genannten Probleme der Mortalität und der Variablenbeschränkung eine geringere Rolle. Für die „Kommunikationsforschung“ (NPzKG 2, 22) sei die Inhaltsanalyse das wichtigste Verfahren. Deren Quellen seien die Archive der Medieninstitutionen, darüber hinaus die Archive der Publikumsforschung, so etwa das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung in Köln oder die Leseranalen beziehungsweise Media-Analysen der Arbeitsgemeinschaft Leseranale/Media-Analyse. Fortschritte auf dem Gebiet der Datenverarbeitung hätten darüber hinaus die Erfassung und statistische Auswertung großer Datenmengen möglich gemacht, wie sie der Blick über größere historische Zeiträume mit sich bringe. Damit würde die empirisch-historische Forschung in noch zuverlässigerer Weise prognosefähig. (Vgl. NPzKG 2, 22f.)

Der Versuch Schulz', die empirische Forschung für die geschichtliche Rekonstruktion der Medien (denn auch er meint mit „Kommunikationsgeschichte“ eigentlich „Mediengeschichte“) gewinnbringend zu machen, ließe sich durch einen Blick auf einen sozialwissenschaftlichen „Klassiker“ unterstützen; zugleich ließe sich damit die von ihm geforderte „Ausräumung“ des Vorurteils, „historische und empirisch-quantitative Forschung seien etwas Grundverschiedenes“ (NPzKG 2, 23) nicht allzuschwer leisten. Denn empirische Arbeit ist ja schon einmal in äußerst produktiver Weise in das geschichtswissenschaftliche Konzept der Rekonstruktion gesellschaftlich-historischer Prozesse integriert worden: in der gesamten empirischen Arbeit des bereits mehrfach zitierten Instituts für Sozialforschung.⁵⁴ Ein

⁵² Womit sich Dröges Verdikt über die empirische Arbeit, sie sei zum Zeitpunkt ihres Abschlusses immer schon „historisch“, die Gültigkeit ihrer Resultate also bereits dann abgelaufen, wenn sie feststehen, bestätigt findet; vgl. Franz Dröge: *Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“*, NPzKG 1, 12.

⁵³ Worauf a. Kübler in seinem Beitrag hinweist; gl. NPzKG 2, 6.

⁵⁴ Es ist unmöglich, die Ergebnisse dieser Arbeit hier vollständig darzustellen; verwiesen sei der Einfachheit halber auf Jay, *Dia-*

Konzept, das eine solche Integration vorsieht, kann hier, schon aus Platzgründen, nicht dargestellt werden. Aber darüber, daß die Diskussion über ein Konzept einer Mediengeschichte an den Fähigkeiten und Möglichkeiten der empirischen Arbeit nicht vorübergehen können, kann schon jetzt kein Zweifel bestehen. Gelingt es nur, diese Fähigkeiten so gewinnbringend zu integrieren wie in der Arbeit des Instituts für Sozialforschung in den Vierziger Jahren, so wären die Perspektiven auf die Ergebnisse noch gar nicht vollständig absehbar.

Jürgen Wilke:

Die Diagnose gilt noch. Die Befunde zur Rundfrage von 1987 sind nach wie vor aktuell. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ (NPzKG 2, 24-25)

Wilkes Beitrag beschränkt sich auf den schon im Titel enthaltenen Hinweis, es gebe nicht wirklich „neue“ Positionen zur Kommunikationsgeschichte. Er wolle „die Zahl diagnostizierender und postulierender Beiträge zur Medien- und Kommunikationsgeschichte“ (NPzKG 2, 24) nicht vermehren. Stattdessen präsentiert er eine Bibliographie eigener Arbeiten zum Thema.

Der Hinweis, in der „Kommunikationsgeschichte“ habe sich seit 1987 nicht wirklich etwas geändert, verweist natürlich auf jenen Prozeß der „Transzendenz“ der Medien- zur Kommunikationsgeschichte, den Duchkowsch schon 1985 konstatiert.⁵⁵ Er verweist auf die Stagnation dieses Prozesses, und die Ursachen dieser Stagnation sind im ersten Teil des Vorliegenden auf wissenschaftstheoretischer Ebene formuliert worden. Was zu tun bleibt, ist die resumierende Wiederholung der Argumente des ersten Teils auf der Grundlage der im zweiten Teil erarbeiteten Auswertung des Rundfrageergebnisses.

III. Konsequenzen

Zweifelloso weist das Rundfrageergebnis trotz der thematischen und methodischen Heterogenität der einzelnen Beiträge Durchgängigkeiten, explizite wie implizite, auf. Vor dem Hintergrund der im ersten Teil des Vorliegenden vorgetragenen Argumentation ist wohl die wichtigste jene, daß sämtliche Beiträge über Mediengeschichte sprechen und eben nicht über Kommunikationsgeschichte. Und gerade jene Artikel, die versuchen, aus ihren Vorstellungen über eine mögliche Mediengeschichte eine Kommunikationsgeschichte abzuleiten, geraten in größte terminologische und argumentative Schwierigkeiten. Am deutlichsten drückt sich diese Problematik wohl im Beitrag Hardts aus; etwas abgeschwächt in den Beiträgen Botz', Dröges und Rusts. Selbst der so reflektierte und plausibel begründete Versuch Pöttkers, die sozialwissenschaftlichen Wurzeln der

Medienforschung für die zeitgenössische Arbeit zu revitalisieren, problematisiert sich am Ende selbst durch die These von „Kommunikationsgeschichte“ als „*diachrone[r] Kommunikationsleistung*“, als „besondere[r] Art von Kommunikation, bei der die Empfängerkompetenz im Vordergrund steht“ (NPzKG 2, 17). Weshalb ist die Rückbesinnung auf Klassiker sozialwissenschaftlicher Medienforschung als eine Leistung einer „Kommunikationsgeschichte“ anzusehen? Auf welches Konzept stützt sich diese? Ist, der Logik dieser These entsprechend, auch die Rückbesinnung der Philosophie auf die Klassiker der Aufklärung zu Beginn des 20. Jahrhunderts⁵⁶ als „kommunikationshistorische“ Leistung zu betrachten? Antworten stellen sich nicht ein.

Um nichts weniger bedeutsam und vielsagend ist auch die Sehnsucht nach einem medien- und kommunikationswissenschaftlichen Gesamtkonzept, das Semrau (an anderer Stelle) auf die Formel von den gemeinsamen (also allgemein verbindlichen) „wissenschaftlichen Weltbildern“⁵⁷ bringt. Diese Sehnsucht geht als gemeinsame Ägide aller Beiträge mehr oder weniger verborgen durch das gesamte Rundfrageergebnis; klar sichtbar wird es in jenen Aufsätzen, die sich der sozialwissenschaftlichen Wurzeln des Faches bewußt zu werden trachten, vor allem also bei Hickethier (Foucault), Kübler (der das Desiderat des Gesamtkonzeptes *ex negativo* formuliert, indem er es als für die Gegenwart unmöglich postuliert), Pöttker (Weber, Geiger, Lazarsfeld), Rust (Lazarsfeld). Aber auch Dröges „Konstitutionstheorie“ will letztlich auf die Versöhnung von abstrakter Theorie und praktischer empirischer Arbeit hinaus, die in den klassischen sozialwissenschaftlichen Werken auf der Grundlage umfassender Perspektiven des soziokulturellen Prozesses in noch selbstverständlicher Synthese zusammenwirkten. Botz' Vorstellungen über eine „interdisziplinäre“ Kommunikationsgeschichte setzen ein Gesamtkonzept ebenso voraus wie Malinas Überlegungen zur Integration von Kommunikationsgeschichte und allgemeiner Geschichtswissenschaft. Die Aufarbeitung der Rolle der Medien im Nationalsozialismus, gefordert von Blaum, am Rande erwähnt von Hemels, kann nur auf der Grundlage einer allgemeinen Mediengeschichte (mithin: eines Konzepts einer solchen) Antworten auf die Frage, „wie es dazu kommen konnte“, zeitigen; auch hier also steht im Hintergrund, wenn gleich nur implizit und verborgen, das Desiderat eines Gesamtkonzepts, auf dem die Einzelresultate (der Erforschung der NS-Mediengeschichte) erklärend und gewinnbringend abbildbar wären. Die von Fabris gewünschte Geschichte des Journalismus ist nicht denkbar ohne eine allgemeine Geschichte der Medien (mithin: ein Konzept einer solchen); selbst Hardts verworrenes Konzept einer Kommunikationsgeschichte als „Möglichkeit einer Emanzipation des Einzelnen unter spezifischen, historischen Umständen“ (NPzKG 1, 18) ist ohne die Grundlage eines koordinierenden Gesamt-

lektische Phantasie, passim, bzw. die annotierte Bibliographie im selben Band, 405-422.

⁵⁵ Vgl. Duchkowsch, *Mediengeschichte*, Nachspann.

⁵⁶ Eine solche, wenn gleich unfruchtbare, Rückbesinnung nimmt etwa der Neu-Kantianismus der Zehner und Zwanziger Jahre vor; verwiesen sei auswahlweise auf das Werk von Hans Cornelius, z. B.: Hans Cornelius: *Einführung in die Philosophie*, Frankfurt/ M. 1903.

⁵⁷ Semrau, *Blicke*, 79.

konzepts unausdenkbar (wenngleich sich der Autor darüber offensichtlich nicht im Klaren ist).

Die Durchgängigkeit der Sehnsucht nach einem Integrationskonzept, in dem die vielen verschiedenen Stimmen in der Medien- und Kommunikationswissenschaft koordiniert und zu einer gemeinsamen Suche nach Medien- (Kommunikations-) Geschichte gebündelt werden könnten, ist nicht nur für sich genommen in der starken Kohäsion ihrer Manifestation im Rundfrageergebnis bemerkenswert und interpretationsbedürftig – wie kommt es dazu, daß ausschließlich alle Beiträge diese Sehnsucht artikulieren, sei es explizit, sei es implizit? Das Desiderat des Gesamtkonzepts ist vor allem auch hinsichtlich des Gegenstandes, also einer zu schreibenden Geschichte der Medien (der Kommunikation) zu diskutieren – als Parameter der *Fähigkeit* der Kommunikationswissenschaft zu Medien- (Kommunikations-) Geschichtsschreibung gleichermaßen wie als Problem der Medien- (Kommunikations-) Geschichte selber. Im folgenden soll diese Diskussion eröffnet werden, und zwar in der Reihenfolge der genannten Probleme: Sie setzt bei der Rekonstruktion des Desiderats des Gesamtkonzepts an, wendet sich anschließend der Frage nach der Kapazität der Kommunikationswissenschaft hinsichtlich einer zu schreibenden Medien- (Kommunikations-) Historie zu und befaßt sich letztlich mit den Fragen nach einem möglichen Gesamtkonzept, also einer möglichen Theorie der Medien- (Kommunikations-) Geschichte. Dabei ist wiederholend zu betonen, daß die hier getroffenen Ausführungen sich nur als *Eröffnung* einer breiten Diskussion verstehen. Keinesfalls können sie die zur Debatte stehenden Fragen vollständig beantworten, womöglich nicht einmal in ihrer gesamten Dimension beleuchten. Dies kann nur in einer großangelegten Diskussion innerhalb (und außerhalb) des Faches geleistet werden.

Es ist wohl nicht zu weit zurückgegriffen, die Autoren der frühen Romantik als erste Zeugen (und Ankläger) eines tiefen Ungenügens und Unbehagens an den Folgen des ersten Jahrhunderts der Aufklärung aufzurufen. Die ungeheuren Säkularisierungs- und Rationalisierungsprozesse des 18. Jahrhunderts zeitigen Folgen, die der aufklärerischen Ur-Intention der Schaffung des befreiten Menschen geradezu zuwiderlaufen. Die „weitgehende Aufhebung des Ständewesens und de[r] Aufbau von mechanisch durchorganisierten, bürokratisch verwalteten Staatswesen“⁵⁸, die sich wesentlich aufklärerischen Ideen verdanken, stellen das Individuum im frühen 19. Jahrhundert in eine neue Welt, die nichts mehr mit der feudalen mittelalterlichen Ordnung verbindet. Doch diese neue Welt, die, wenigstens bei den Theoretikern der Aufklärung, die Befreiung des Einzelnen aus den Zwängen der gottgewollten Ordnung leisten soll, indem sie Vernunft an die Stelle des Glaubens setzt und weltliche Macht zwingt, sich durch Vernunft und nicht länger durch den Willen Gottes zu legitimieren, diese neue Welt wartet dem Individuum statt seiner Befreiung neue Zwänge auf. Die neue Herrschaft der Vernunft ent-

fremdet den Menschen von der Natur⁵⁹; sie ermöglicht die Industrialisierung der Güterproduktion, die ihrerseits zunehmend rationalisiert wird und Strukturen annimmt, die Marx wenige Jahrzehnte nach der Frühromantik als Grundlage von Entfremdung durch Arbeitsteiligkeit analysiert. Bereits die Zeit der frühen Romantiker, die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, ist eine Epoche, „in der das Gleichgewicht der Seelenkräfte gestört und ihre Einheit zerfallen“⁶⁰ ist. Die Dichter der Frühromantik sind die ersten, die jene Sehnsucht nach einem „Gesamtkonzept“ artikulieren, das neben der Vernunft auch Phantasie und Intuition, neben der Kunst auch die Natur⁶¹, neben der Kalkulation auch die Intuition in ihr Recht setzen könnte, und sie meinen, dieses „Konzept“ im Katholizismus erkennen zu können.⁶² Wenngleich

⁵⁹ Am Widerspruch zwischen der Absicht der Aufklärung, den Menschen durch seine Befreiung von der nur als Mythos deutbaren und gedeuteten Herrschaft der Naturkräfte in sein eigentliches Menschen-Recht zu setzen, und der gerade durch diese Absicht möglich gewordenen und sich zunehmend verfestigenden Herrschaft der Kulturzwänge, wird jenes Verlustereignis sichtbar, das die Natur sich unterwerfende Vernunft hervorruft. Dieses Verlustereignis rückgängig zu machen, versucht die Romantik; erkannt ist das Phänomen der Entfremdung von der Natur als notwendige Folgeerscheinung einer hypertroph vernunftbetonten Weltdeutung indes bereits bei der klassischen Aufklärung, namentlich bei Rousseau; vgl. hierzu unbedingt Hans Barth: *Über die Idee der Selbstenfremdung bei Rousseau*. In: Heinz-Horst Schrey (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt 1975, 3-26.

Vgl. zum Phänomen und Problem der Entfremdung: Heinz-Horst Schrey (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt 1975, passim.

⁶⁰ Hillach, *Krabiel*, 29.

⁶¹ Verwiesen sei auf den Primat des Kunstschönen vor dem Naturschönen bei Hegel, dem Apologeten der Vernunft; vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*, Bd. I, Hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt/M. 1986, 13 ff. Kant hatte wenige Jahrzehnte vor Hegel (1790) noch das Naturschöne dem Kunstschönen vorgezogen; vgl. Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M. 1974, 184 ff.

⁶² Dies bedeutete insofern keinen Rückschritt zu mittelalterlichen Vorstellungen, weil die Romantiker weniger an Katholizismus im Sinne einer Weltordnung (und -herrschaft) interessiert waren als an seinem Reichtum an Bildern, Bildhaftem, an Geschichten und Mythen, an Bindungen zum Volk und seiner Geschichte. Nicht wenige der Romantiker verstanden sich als religiöse Mystiker, z. B. Holderlin, Novalis, Brentano. Daneben existierte allerdings auch eine reflektiertere Sicht des Katholizismus, die ihn als Religion durchaus als Korrektiv zur Vernunft Herrschaft der fehlentwickelten Aufklärung, als Möglichkeit der Synthese der divergierenden Zeittendenzen und der Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts im Einzelnen in einer sich spaltenden Welt ansah. Diese Perspektive sei mit einer Stelle aus „Ahnung und Gegenwart“ von Joseph von Eichendorff dokumentiert:

Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andere Hilfe, als die Religion. Denn wo ist in dem Schwallen von Poesie, Andacht, Deutscher, Tugend und Vaterländerei, die jetzt, wie bei der babylonischen Sprachverwirrung, schwankend hin und her summen, ein sicherer Mittelpunkt, aus welchem alle dieses zu einem lauten Verständnis, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könnte? Wenn das Geschlecht vorderhand einmal alle seine irdischen Sorgen, Mühen und fruchtlosen Versuche, der Zeit wieder auf die Beine zu helfen, vergessen und wie ein Kleid abstreifen, und sich dafür mit voller, siegreicher Gewalt zu Gott wenden wollte, wenn die Gemüter auf solche Weise von den göttlichen Wahrheiten der Religion lange vorbereitet, erweitert, gereinigt und wahrhaft durchdrungen würden, daß der Geist Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum in ihnen gewönne, dann erst wird es Zeit sein, unmittelbar zu handeln, und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wiedereroberte Reich zurückzuführen.

Joseph von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart*. In: Ders.: *Werke in zwei Bänden*. Bd. 2., München 1970, 286. Die Hinwendung zum Katholizismus (deren quantitatives Ausmaß die zahllosen Konvertiten dokumentieren; selbst Juden, z. B. die Schlegels, ließen sich katholisch taufen) entspricht natürlich auch der offiziellen Abkehr vom Protestantismus, der, bilderlos und streng, nicht nur phantasieloch war, dessen Ethik vor allem den Begriff der Vernunft im Zentrum hat und sich damit viel eher in den Geist der Zeit ein-

⁵⁸ Ansgar Hillach, Klaus-Dieter Krabiel: *Eichendorff-Kommentar*, Bd. I, 1971, 6.

damit noch kein wissenschaftliches Konzept in heutigem Sinn getroffen ist, bereitet sich doch in der Intention der Rettung von Poesie und Phantasie als neben der Vernunft gleichberechtigten Elementen der *condition humaine* durch die Hinwendung zum Katholizismus ein solches wissenschaftliches Konzept bereits vor, denn die Romantiker gelten als die Urväter der modernen Soziologie, wovon noch die Rede sein wird.⁶³

Das Zeitalter der Aufklärung gipfelt in den großen philosophischen Systemen des 19. Jahrhunderts, mit denen die vernunftgeleitete Philosophie ihrerseits ein „Gesamtkonzept“ leisten will. Daß diese Geschichtsmodelle als Welterklärungsversuche aber bereits höchst problematisch und zweifelhaft sind, wird vor allem von der Philosophie und Philologie des zwanzigsten Jahrhunderts systematisch erkannt.⁶⁴ Die zeitgenössische Wissenschaft quittiert die Dubiosität und fehlende Praktikabilität der großen Systeme mit der Entwicklung des Positivismus⁶⁵. An die Stelle der philosophischen Spekulation über das Funktionieren der Welt tritt nun die Konzentration aufs empirisch Wahrnehmbare, welches exakt gemessen und quantifiziert wird. Dieses Vorgehen nun ist ein Gesamtkonzept – allerdings nur für das empirisch Wahrnehmbare, womit der historische einmalige Erfolg der Naturwissenschaften begründet ist, an dem fortan jede akademische Disziplin gemessen wird. Die Vernunft hat einen weiteren Schritt nach vorn gesetzt.⁶⁶

fügt, als der bewahrende, konservative Katholizismus. Auch das verwundert nicht – steht doch vor der Schwelle des Zeitalters der Aufklärung das Jahrhundert der Reformation.

⁶³ Vgl. Woll Lepenies: *Die drei Kulturen, Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München, Wien 1985, 303 f.

⁶⁴ Hier kann nur eine Auswahl entsprechender Arbeiten präsentiert werden; vgl. z. B. Franz Borkenau: *Kritik Marxens*; Franz Borkenau: *Karl Marx, Auswahl und Einleitung von Franz Borkenau*. Frankfurt/M. 1956.

Die umfassende Kritik Hegels wird von der Frankfurter Schule, hier vor allem durch Adorno geleistet; vgl. Adorno, *Negative Dialektik*, passim. bzw. vgl. auch die kritische Re-Lektüre der frühen Positivistin Auguste Comte und John Stuart Mill durch Lepenies; Lepenies, *Kulturen*, 15-48 u. 105-127. Die Liste ist selbstverständlich unvollständig.

⁶⁵ Der Marxismus, schon im vorigen Jahrhundert eine gut organisierte politische Bewegung, reagiert rasch auf das Aufkommen des Positivismus – mit der Entwicklung eigener positivistischer Forschung. Diese beschäftigt sich in erster Linie mit der Kritik der politischen Ökonomie und versucht den positiven Nachweis der Notwendigkeit der selbstzerstörerischen Krisen des Kapitalismus zu führen, die Marx postuliert hat. In der „Diamat“- (dialektischer Materialismus) Tradition überlebte diese Art von „Wissenschaft“ im sowjetischen Einflusbereich bis zum Zusammenbruch des Systems.

⁶⁶ Verwiesen sei auf das klassische Werk von Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse*, 10. Aufl. M. e. neu, Nachw. Frankfurt/M. 1991, bes. II. Positivismus, Pragmatismus, Historismus, 88-233. Habermas' Analyse der Krise der Philosophie, ihrer Ablösung durch Erkenntnistheorie, später durch Wissenschaftstheorie, und der Kausalzusammenhänge zwischen diesen Prozessen und dem nachgerade usurpatörischen Auftreten des Positivismus um die vorige Jahrhundertmitte stützt weite Teile der hier vorgetragenen Argumentation; das richtige und volle Verständnis der Bedeutung des Positivismus für die Geschichte der Humanwissenschaften setzt die Kenntnis der Analyse Habermas' unabdingbar voraus; zu deren ungebrochener Validität vgl. das neue Nachwort in der zitierten Ausgabe. Zum Versuch der philosophischen Überwindung der Krise der Erkenntnistheorie in der Phänomenologie vgl. Theodor W[iesengrund] Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien*, 2. Aufl.

Der Erfolgsdruck, der nun auf den Kunst- und Gesellschaftswissenschaften („Geisteswissenschaften“) lastet, zwingt sie, mangels eines eigenen „Gesamtkonzepts“ ebenfalls „exakt“ zu werden, ihre Gegenstände zu vermessen und zu quantifizieren, zumindest das, was an ihnen empirisch wahrnehmbar ist. Ein solches Vorgehen ist natürlich alles andere als gegenstandsadäquat⁶⁷ und wird auch sogleich als skandalöse „Verwissenschaftlichung“ von kulturellen Bereichen empfunden, die, wie die Poesie in Deutschland, als sakrosankt gelten. Die unhinterfragte Übernahme positivistischer Methoden in die Geisteswissenschaften zeitigt Folgen, die in ihrer ganzen Dimension hier nicht andeutungsweise dargestellt werden können.⁶⁸ Eine wesentliche Konsequenz dieses Anpassungsverhaltens der Geisteswissenschaften ans naturwissenschaftliche Erfolgsrezept sei allerdings herausgestellt: die Attitüde der *Wissenschaftsfeindlichkeit*, die beispielsweise vom George-Kreis bis zum Exzeß kultiviert wird.⁶⁹ Diese Wissenschaftsfeindlichkeit (die immer als Feindschaft gegen die Unfähigkeit der Geisteswissenschaften, die Patronanz über die „Vernunft“ für sich zurückzuerobren und als Feindschaft gegen die – von Geisteswissenschaftlern – betriebene Okkupation der Poesie durch den [naturwissenschaftlichen] Positivismus begriffen werden will), führt letztlich zu Sätzen wie diesen:

Die kritische Forschung hört auf, ein geistiges Ideal zu sein [...] Zweihundert Jahre Orgien der Wissenschaftlichkeit – dam hat man es satt, Nicht der einzelne, die Seele der Kultur hat es satt.⁷⁰

Den Anti-Intellektualismus, der aus diesen Worten spricht, werden ein knappes Jahrzehnt später die Nationalsozialisten zur Staatsdoktrin erheben, und die den Naturwissenschaften und der Technik überantwortete „Vernunft“ wird in Auschwitz jene Industrialisierung

Frankfurt/M. 1981, bes. I. *Kritik des logischen Absolutismus*, 48-95 u. III. *Zur Dialektik der erkenntnistheoretischen Begriffe*, 130-189.

⁶⁷ So kann beispielsweise die Bedeutung einer Metapher in einem poetischen Text niemals durch positivistische Methoden wie Quantifizierung geklärt und bewiesen werden (weil sie nicht empirisch wahrnehmbar ist), sondern nur durch die Methoden der literarischen Hermeneutik. Diese (sehr wohl wissenschaftlichen) Methoden kennt allerdings das instrumentelle Arsenal des Positivismus nicht, weil sie nicht zu objektiven sondern allenfalls intersubjektiven Resultaten führen; sie können deshalb nicht wissenschaftlich legitimiert werden und sind im Konkurrenzkampf gegen die (positivistischen) Naturwissenschaften eine stumpfe Waffe.

Allerdings hat das Einwandern des Positivismus in die Philologie durchaus auch seine Erfolge zeitigt; so verdankt die moderne Literaturgeschichte ihre Existenz und ihren Fortschritt unter anderem positivistischen Methoden; vgl. dazu Szondi, *Traktat*, 275.

⁶⁸ Verwiesen sei auf Lepenies, dessen ganzes Buch sich mit diesem Zusammenhang auseinandersetzt; vgl. Lepenies, *Kulturen*, passim.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß diese Clique über Jahrzehnte zur einflüßreichsten „akademischen Lobby“ in Deutschland zählte, die 1925 aufgrund einer ein Jahr zuvor (April 1924) in Hoffmannsthal's *Neuen Deutschen Beiträgen* erschienenen Arbeit über Goethes *Wahlverwandtschaften*, die George dezidiert angreift, die Habilitation Benjamins verbotene und jede weitere akademische Karriere des Philosophen zu verhindern wollte. Vgl. zum Gesagten: Lepenies, *Kulturen*, 324; sowie Witte, *Benjamin*, 61 f.; sowie Jay, *Phantasie*, 243.

⁶⁹ Zum Widerspruch zwischen der vehementen Wissenschaftsfeindlichkeit des George-Kreises und seinem doch gerade im akademischen Betrieb so großen Einfluß vgl. Lepenies, *Kulturen*, 324 ff.

⁷⁰ Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes, Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Bd. I., München 1924, 544 f.

noch einmal leisten, der sie schon 150 Jahre zuvor der Massenproduktion von Konsumgütern den Weg gebahnt hat.

Es bleibt die Frage nach dem geisteswissenschaftlichen „Gesamtkonzept“, mit dem die Humanwissenschaften in ihrem wissenschaftlichen Selbstverständnis die „Vernunft“ zurechtweisen und neben ihr der spontanen Intuition und der Phantasie wieder zum Recht verhelfen könnten. Die Tendenz zur Soziologisierung der Fachdisziplinen, die in der post-hegelianischen Ära einsetzt und in der Etablierung der Soziologie als selbständiger Einzelwissenschaft und in der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1909) terminiert, läßt sich als intensive, ja verzweifelte Suche nach einem Gesamtkonzept der Humanwissenschaften interpretieren. Im Grunde handelt es sich bei dieser Tendenz um eine Verlängerung und Übertragung romantischen Denkens in die Wissenschaft:

Korrigierend wirkte die Romantik gegenüber den Fehlentwicklungen der Aufklärung dadurch, daß sie Poesie und Phantasie wieder zur Geltung brachte; im gleichen Maße, wie sie die Abhängigkeit des einzelnen vom Volksgeist, also von der Gemeinschaft lehrte, führte sie zur Wiederentdeckung des Individuums. Ob man an die historische Rechtsschule eines Savigny, die Sprachwissenschaft eines Jacob Grimm oder den Historismus der Nationalökonomie dachte - überall fand sich soziologisches Denken, ja man konnte Romantik und Soziologie beinahe gleichsetzen.⁷¹

Mit der Aufnahme soziologischen Denkens und soziologischer Methoden reagieren die Humanwissenschaften auf den Vorwurf, sie seien durch ihre strenge Rationalisierung „lebensfeindlich“ geworden:

Die Gedankengebilde der Wissenschaft sind ein innerweltliches Reich von künstlichen Abstraktionen, die mit ihren dünnen Händen Blut und Saft des wirklichen Lebens einzufangen trachten, ohne es jedoch je zu erhaschen.⁷²

Zugleich bedeutet die Soziologisierung der Wissenschaften vom Menschen aber auch ihre Politisierung, nicht zuletzt unter dem ständig steigenden Druck der „sozialen Frage“, die das wachsende „Fußvolk“ der Industriellen Revolution und seine fürchterliche Lage darstellte. Diese Politisierung wird nach dem Ersten Krieg auch von politischer Seite genützt, indem durch die vermehrte Einrichtung von Lehrstühlen für Soziologie in Deutschland republikanisches und demokratisches Gedankengut an die Universitäten gebracht wird.⁷³

Als „Gesamtkonzept“, mit dem die Vorherrschaft der reinen, kalten Vernunft in den Humanwissenschaften gebrochen und deren Ergänzung um die Potentiale der Intuition und der Phantasie geleistet werden sollte, ist die Soziologie als autonome universitäre Disziplin gedacht. Als ebensolches ist das neue Fach auch sofort suspekt:

⁷¹ Lepenies, *Kulturen*, 303 f.

⁷² Max Weber: *Wissenschaft als Beruf*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1922, 595.

⁷³ Vgl. hierzu unbedingt das Kapitel „Für die Soziologie und für die Republik.“ in Lepenies, *Kulturen*, 299-303.

Es gab keine soziologische Disziplin, wohl aber eine soziologische Methode, die in den deutschen Fachwissenschaften ihre Heimat hatte. Beckers Fehler lag darin, daß er die Soziologie nicht als Methode oder - was vielleicht noch zu vertreten gewesen wäre - als analytische Sonderwissenschaft, sondern als Generalwissenschaft ansah [...]⁷⁴

Die neue Disziplin differenziert sich aus, spezialisiert sich; das „Gesamtkonzept“ verselbständigt sich - und wird sogleich als „Fach für Dilettanten“, als „Zeitvertreib für Dilettanten“ diskreditiert und von „Nachbarn wie Ökonomie und Geschichte bestenfalls als Hilfswissenschaft akzeptiert“⁷⁵. Könnte die *soziologische Methode* in den Einzelwissenschaften ausgleichend wirken und sie ergänzen um den Blick auf jenes „wirkliche Leben“, von dem Weber sagt, es könne von der abstrakten kopflastigen Wissenschaft nicht eingefangen werden, so gerät diese Methode als selbständige, präzisere: verselbständigte Disziplin zur „Generalwissenschaft“, deren Fragestellung - die menschlichen Beziehungen, diachron und synchron - schlicht zu groß ist, um ernstgenommen werden zu können, während doch diese Fragestellung als Aspekt aller Humanwissenschaften existiert und erforscht werden müßte. Hinzu kommt, daß das geisteswissenschaftliche „Gesamtkonzept“ sofort jenem Rationalisierungsprozeß unterliegt, gegen den es entworfen ist. Gerade am Beispiel Webers wird dieses fast „tragisch“ zu nennende Paradoxon deutlich: „Sinnverlust“ und „Freiheitsverlust“ „als Folgen der sich durchsetzenden formalen Rationalität“⁷⁶ sind für Weber nur erforschbar unter den Bedingungen eben jener formalen Rationalität.⁷⁷ Für Intuition und Phantasie bleibt, jedenfalls auf dem Tableau der Wissenschaft, kein Platz, und die Analyse der Folgen dieses Defizits ist gezwungen, es selbst in Kauf zu nehmen.

Die „Ganzheitlichkeit“ menschlicher Existenz kann sich nicht mehr verwirklichen, auch nicht über den Umweg „ganzheitlicher“ Wissenschaft vom Menschen, die ihrerseits unmöglich geworden ist. Diese Einsicht ist in dem Satz Adornos: „Das Ganze ist das Unwahre“⁷⁸ gefaßt; zugleich sind mit ihm alle Theorien der Ganzheitlichkeit als Ideologie begriffen. Als Kernsatz Kritischer Theorie formuliert der Satz nichts anderes als die Unmöglichkeit eines „Gesamtkonzepts“ der Wissenschaften vom Menschen. Was diese Theorie noch leisten kann, ist die Psychologisierung der Soziologie, also der Versuch, Massenverhalten nicht nur auf-

⁷⁴ Lepenies, *Kulturen*, 304. Gemeint ist Carl Heinrich Becker, Staatssekretär und Kultusminister in der Weimarer Republik, der die Einrichtung der Soziologie als autonomer Disziplin forcierte.

⁷⁵ Vgl. Lepenies, *Kulturen*, 300. Vgl. hierzu auch Wolfgang Duchkowitzsch, *Historie und Soziologie*, passim.

⁷⁶ Hartmut Scheible: *Theodor W. Adorno*. Reinbek 1989, 24.

⁷⁷ Vgl. hierzu unbedingt Lepenies, *Kulturen*, 295 ff.

⁷⁸ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/M. 1987, 57.

Der Satz richtet sich gegen Hegels Postulat „Das Wahre ist das Ganze“, das noch vom aufklärerischen Optimismus geprägt ist, die Philosophie könne die Welt in ihrer Totalität durchdringen und erfassen. Zur Dialektik der Aufklärung gehört indes auch, daß die Welt, je mehr sie sich „aufklärt“, immer weniger aus der Totalität begriffen werden kann; vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1986, 24.

grund der menschlichen Beziehungen und des sozialen Verhältnisses des Einzelnen zum Kollektiv, sondern darüber hinaus auch aufgrund der psychologischen Konsequenzen der sozialen Beziehungen zu analysieren. Aber selbst dieser Versuch versteht sich nicht mehr als Griff nach dem Verständnis der Totalität menschlicher Existenz. Diese bleibt unsystematisch, deshalb nicht systematisch erforschbar, lediglich als Fragment dessen faßbar, was all die „Gesamtkonzepte“ aus ihr machen wollen.⁷⁹ Jenes „Mehr“ als die Summe seiner Teile, das ein Kunstwerk ist, ist letztlich auch die menschliche Existenz, und dieses *surplus* verweigert sich gegen seine systematische Erfassung. Insofern zieht Kritische Theorie einen Schlußstrich unter die Tradition der totalen Weltklärung, zu der sich die Geisteswissenschaft umso mehr gezwungen sieht, je mehr ihr die Bestimmung des Begriffs der Vernunft aus den Händen genommen wird. Es war ihr nicht möglich, diesen Begriff um die Elemente der Spontaneität, der Intuition, der Phantasie zu erweitern, obwohl doch gerade sie als Wissenschaft vom Menschen am besten darüber Bescheid wissen müßte, daß das kalte, „vernünftige“ Kalkül nur *ein* menschliches Verhalten unter vielen ist. Zweifellos das erfolgreichste im Überlebenskampf ist es verabsolutiert worden - auch von den Humanwissenschaften, die den Preis dieser Verabsolutierung mit dem Verlust der Gesamtperspektive der menschlichen Existenz zu zahlen haben.

Wenngleich die Unmöglichkeit der Analyse der *condition humaine* in ihrer Totalität bereits erkannt ist, lebt die Sehnsucht danach in vitaler Frische weiter, wie das Rundfrageergebnis deutlich macht. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich aber vor dem Hintergrund der postmodernen Beliebigkeit und des *anything goes* auf: In Zeiten, in denen die verlorene Einheit der Gesamtintentionen einer Gesellschaft besonders deutlich spürbar wird, steigt natürlich die Sehnsucht nach dieser Einheit an. Es kommt dann für die Wissenschaft darauf an, stark genug zu sein, dieser Sehnsucht nicht zu erliegen, will sie nicht zur esoterischen Apologie des je herrschenden Zeitgeists verkommen. In der Folge ist, wie angekündigt, über die Kapazität der Kommunikationswissenschaft zur Schreibung einer Kommunikationsgeschichte unter diesem Aspekt und vor dem Hintergrund der zuvor vollzogenen Rekonstruktion des Desiderats des „Gesamtkonzepts“ zu sprechen.

Vieles deutet heute auf die „Medialogisierung“ der Humanwissenschaften hin. Diese Tendenz zeichnet sich nicht nur im Rundfrageergebnis ab (z. B. bei Hardt, der darauf hinweist, daß Medienprobleme längst auch außerhalb der Kommunikationswissenschaft diskutiert würden), sondern artikuliert sich auch in der Philologie nicht erst seit den letzten Jahren⁸⁰. So wie einst das Einwandern soziologischen Denkens in die Humanwis-

senschaften und die Entwicklung der *soziologischen Methode* wenn nicht zur Versöhnung zwischen Wissenschaft und Leben, so doch zur Blickerweiterung jener Wissenschaften um Aspekte der *condition humaine* und damit wenigstens zur Milderung des schroffen Gegensatzes zwischen abstrakter Erkenntnis und empirischer Realität (zwischen „Wissenschaft“ und „Leben“, um mit Weber zu sprechen) geführt hat, so werden sich heute die Wissenschaften vom Menschen der medienbedingten Problematik ihrer Erkenntnisfähigkeit gegenüber einer mediendominierten Realität mehr und mehr bewußt. Jede von ihnen steht heute vor der Aufgabe, für sich eine *medialogische Methode* zu entwickeln, wie dies Friedrich Kittler und Wolf Kittler für die Literaturwissenschaft ansatzweise bereits geleistet haben⁸¹. Die Grundlage einer solchen *medialogischen Methode* kann aber nur eine profunde und umfassende *Geschichte der Medien* sein, deren Leistung an die Kommunikationswissenschaft zu delegieren die Einzelwissenschaften allerdings gezwungen sind. Die Kommunikationswissenschaft hätte in Kooperationsprojekten die Einzeldisziplinen zu befragen, in welcher Weise und in welchem Ausmaß konkrete medien- bzw. medienhistorisch bedingte Probleme für sie von Belang sind. Gemeinsam sollte dann an der Entwicklung einer je fachspezifischen medialogischen Methode gearbeitet werden, mittels derer diese Probleme gelöst werden könnten.

Die Kommunikationswissenschaft verkommt auf diese Weise nicht zur „Hilfswissenschaft“, als die die frühe, noch wenig spezialisierte Soziologie betrachtet worden ist⁸². Vielmehr nimmt sie die Rolle und Position einer unentbehrlichen Partnerwissenschaft für die Humanwissenschaften ein, weil die „Medienfrage“, die sich längst schon allen Einzeldisziplinen stellt, nur von ihr gelöst werden kann.

So wie einst die Verselbständigung der *soziologischen Methode*, die es fachgebunden in allen Humanwissenschaften gegeben hat, zur Entfremdung der spezialisierten (verselbständigten) institutionalisierten Soziologie von den anderen Wissenschaften geführt hat, so läuft heute die Medien- und Kommunikationswissenschaft Gefahr, sich von den anderen Wissenschaften (deren medialogische Probleme nur sie lösen kann) zu entfremden, wenn sie sich - wie einst die Soziologie - zur „Generalwissenschaft“ verselbständigt. Genau das aber ist sie in ihrem Festhalten an der *idée fixe* des universalen Konzepts der „Kommunikationsgeschichte“ im Begriff, zu tun. Solange sie im Traum von der Gesamt-rekonstruktion der Geschichte der *Kommunikation* befangen bleibt, wird sie die Kapazität zur *Mediengeschichte* nicht erreichen. Allein im Beitrag Küblers ist diese Tatsache klar erkannt (vgl. NP/KG 2, 3). An Zahl und Intensität von Artikulationen des Desiderats des „Gesamtkonzepts“ - auf dem allein sich eine „Kommunikationsgeschichte“ erheben könnte - läßt sich mit-

⁷⁹ Auch das war bereits Weber klar. Für ihn war das Leben [...] unvernünftig und fließend, und auch wenn die Wissenschaft an der Rationalität ihrer Prozeduren und Prüfverfahren festhalten mußte, entschied über das, was wissenschaftlich war, nicht die Wissenschaft selbst, sondern das Leben. Lepenies, *Kulturen*, 295 f.

⁸⁰ Verwiesen sei auf Schanze, der bereits mehrmals als Gewährsmann philologischen Medieninteresses zitiert wurde; vgl. Schanze, *Medienkunde*, passim, bzw. Schanze, *Mediengeschichte*, passim.

⁸¹ Vgl. dazu etwa die in Fußnote 18 zitierten Arbeiten. Gleichwohl sieht sich die literaturwissenschaftliche medialogische Methode noch *in statu nascendi*, weshalb die Validität ihrer Resultate bloß vorläufigen Charakter beanspruchen kann.

⁸² Vgl. z. B. Lepenies, *Kulturen*, 300.

hin der Stand der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des absehbaren Erscheinens einer umfassenden Geschichte der Medien ablesen.

Es bleibt abschließend die Frage zu erörtern, ob nicht schon der Anspruch auf eine umfassende Rekonstruktion der Geschichte der *Medien* seinerseits einen Kontext voraussetzt, der als „Gesamtkonzept“ gefaßt werden muß, ob also nicht auch diese Fragestellung bereits zu allgemein und zu „groß“ ist. Nach Ansicht der im Rundfrageergebnis (und an anderem Ort) vorgetragenen und vorzufindenden Probleme und Schwierigkeiten einer möglichen Mediengeschichte ist die Frage mit einem vorsichtigen Nein zu beantworten. Denn wenngleich sich die Bereiche der *Geschichtsforschung* und der *Geschichtsschreibung* gerade hinsichtlich der Geschichte der Medien besonders feindlich gegenüberstehen⁸³, was wohl bislang als eines der größten Hindernisse gewirkt hat, so ist dieser Antagonismus doch keine Aporie. Generell scheinen die Probleme viel eher im Rüstzeug der Kommunikationswissenschaft zu liegen denn im Gegenstand Mediengeschichte und dessen „Größe“; als einige der gravierendsten seien hier nur terminologische Unschärfe, methodologische Unklarheiten und mangelnde theoretische Kraft genannt. Auch dies aber sind keine Aporien sondern lösbar Probleme.

Es ist, wie bereits gesagt, unmöglich, sämtliche Fragen, die das Rundfrageergebnis aufwirft, an einem Ort umfassend abzubilden, geschweige denn, zu beantworten. Einige der wichtigsten sollte das Vorliegende aber doch erfaßt haben. Führt ihre hier vollzogene Darstellung und ansatzweise Erörterung zu ihrer breiteren Diskussion innerhalb und möglichst auch außerhalb des Fachs, so hätte das Vorliegende seinen Sinn nicht verfehlt.

Literaturverzeichnis

- Adorno**, Theodor W[iesengrund]: *Fernsehen als Ideologie*. In: Ders.: *Stichworte, Kritische Modelle 2*. Frankfurt/M. 1969 (= edition suhrkamp. 347.), 81-98.
- Ders.**: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien*. 2. Aufl., Frankfurt/M. 1981 (= edition suhrkamp. 590.)
- Ders.**: *Minima Moralia. Reflexionen ans dem beschädigten Leben*. Frankfurt/M. 1987 (= Bibliothek Suhrkamp. 236.)
- Ders.**: *Negative Dialektik*. Frankfurt/M. 1975 (= suhr-

kamp taschenbuch wissenschaft. 113.).

Ders.: *Prolog zum Fernsehen*. In: Ders.: *Stichworte, Kritische Modelle 2*. Frankfurt/M. 1969 (= edition suhrkamp. 347.), 69-80.

Ders.: *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*. In: Ders.: *Stichworte, Kritische Modelle 2*. Frankfurt/M. 1969 (= edition suhrkamp. 347.), 113-148.

Althusser, Louis: *For Marx*. New York 1969.

Balzac, Honoré de: *Verlorene Illusionen*. Deutsch v. Udo Wolf. Berlin, Weimar 1985 (= Bibliothek der Weltliteratur, s. n.).

Barth, Hans: *Über die Idee der Selbstenfremdung bei Rousseau*. In: Heinz-Horst Schrey (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt 1975 (= Wege der Forschung. 187.), 3-26.

Benjamin, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt/M. 1963 (= edition suhrkamp. 28.).

Borkenau, Franz: *Karl Marx*. Auswahl u. Einleitung v. Franz Borkenau. Frankfurt/M. 1956 (= Fischer Bücherei. 112.)

von Bülow, Adam Heinrich Dietrich: *Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen auch für Laien in der Kriegskunst faßlich vorgetragen von Heinrich von Bülow, ehemaligem Preußischem Offizier*. Hamburg 1799.

Ders.: *Neue Taktik der Neuern wie sie seyn sollte*. Leipzig 1805.

von Clausewitz, Carl: *Was ist der Krieg? Ein Diskurs*. Hrsg. v. Lutz Schulenburg/Wolfgang Bortlik. Hamburg, Zürich 1985. [Orig. 1832].

Cornelius, Hans: *Einführung in die Philosophie*. Frankfurt/Main 1903.

Duchkowsitch, Wolfgang (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien, Köln, Graz 1985.

Duchkowsitch, Wolfgang: *Mediengeschichte zwischen Historie und Soziologie. Auf dem Weg von innen nach außen*. In: Ders. (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien, Köln, Graz 1985, 37-50.

von Eichendorff, Joseph: *Ahnung und Gegenwart*. In: Ders.: *Werke in zwei Bänden*. Bd. 2. München 1970, 7-292.

Enzensberger, Hans Magnus: *Baukasten zu einer Theorie der Medien*. In: *Kursbuch 20* (1970), 27-39.

Ferrad, Stéphane: *Die Waffen am Golf*. Übers. v. Johann Prossliner. Erlangen 1991.

Geißler, Rainer: *Wandel durch Massenmedien. Die Verstärker-Doktrin neu durchdacht*. In: *Communications. Internationale Zeitschrift für Kommunikationsforschung*, 7/1981), 169-185.

Haas, Hannes: *Zwischen Komplementarität und Konkurrenz. Zur Veränderung des Kommunikationssystems durch die Einführung „neuer Medien“ am Beispiel der Ersten Republik*. In: Wolfgang Duchkowsitch (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien, Köln, Graz 1985, 127-142.

Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse*. 10. Aufl. M. e. neu. Nachw. Frankfurt/M. 1991 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1.).

Ders.: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. M. e. Vorw. z. Neuaufl. 1990. Frankfurt/M. 1990 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 891.).

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. I. Hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt/M. 1986 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 613.).

Ders.: *Phänomenologie des Geistes*. Hrsg. v. Eva Mol-

⁸³ Was vor allem in den Beiträgen Hackethiers und Küblers besonders betont wird: Hackethier erblickt „die lineare Konstruktion medienhistorischer Genese [...]“ als „zunehmend problematisch“ (NPzKG 1, 26) und erkennt auch das Problem als Diskrepanz zwischen einer mediengeschichtlichen Forschung, die Daten in Hülle und Fülle bereitstellt, und einer Mediengeschichtsschreibung, die, weil sie wie jede Narration auf Linearität, Teleologie und Finalität drängt, die Alinearität der durch die Daten belegten Entwicklung nicht mehr bewältigen, die Sprung- und Bruchhaftigkeit der Mediengeschichte nicht nachvollziehen und abbildend darstellen kann (vgl. NPzKG 1, 26f.).

Kübler schlägt mit seiner Kritik des linearen Modells Saxers (vgl. NPzKG 2, 4) in die selbe Kerbe, wenngleich er das Problem nicht explizit als Diskrepanz zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung darlegt; schließlich verweist auch Langenbuchers Sicht einiger Mängel als „Darstellungslücken“ eher dem „Forschungslücken“ auf dasselbe Problem; vgl. NPzKG 2, 8-10. Vgl. zu dieser Diskrepanz vor allem auch Lepenies, *Kulturen*, 303-310.

- denhauer /Karl Markus Michel. Frankfurt/M. 1986 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 603.).
- Hillaeh, Ansgar, Krabiell, Klaus-Dieter:** *Eichendorff-Kommentar*. Bd. I. München 1971.
- Horkheimer, Max, Adorno, Theodor W.:** *Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug*. In: Dies.: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M. 1988 (= Fischer Wissenschaft. 7404.), 128-176. [Original 1944].
- Horkheimer, Max:** *Traditionelle und kritische Theorie*. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 6/1937, 242-283.
- Iser, Wolfgang:** *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1979 (= UTB. 163.).
- Jay, Martin:** *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung*. Aus dem Amerikanischen von Hanne Herkommer/Bodo v. Greiff. Frankfurt/M. 1981.
- Kant, Immanuel:** *Kritik der Urteilskraft*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M. 1974 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 57.).
- Kittler, Friedrich A.:** *Aufschreibesysteme. 1800-1900*. München 1985.
- Ders.:** *Über romantische Datenverarbeitung*. In: *Die Aktualität der Frühromantik*. Hrsg. v. Ernst Behler/Jochen Hörisch. Paderborn et al. 1987, 127-140.
- Ders.:** *Grammophon. Film. Typewriter*. Berlin 1986.
- Ders.:** *Medien und Drogen in Pynchons Zweitem Weltkrieg*. In: *Die unvollendete Vernunft. Moderne versus Postmoderne*. Hrsg. v. Dietmar Kamper u. Willem van Reijen. Frankfurt/M. 1986. (= edition suhrkamp. 1358.), 240-259.
- Ders.:** *Rockmusik. Ein Mißbrauch von Heeresgerät*. In: Theo Elm, Hans H. Hiebel (Hrsg.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Freiburg 1991 (= Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae.), 245-257.
- Ders.:** *Romantik - Psychoanalyse - Film. Eine Doppelgänger Geschichte*. In: *Eingebildete Texte. Affären zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Jochen Hörisch/Georg Christoph Tholen. München 1985 (= UTB. 1348.), 118-135.
- Ders.:** *Im Telegrammstil*. In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M. 1986 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 633.), 358-370.
- Klapper, Joseph T.:** *The Effects of Mass Communication*. Glencoe 1960.
- Lepenies, Wolf:** *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München, Wien 1985.
- Lessing, Gotthold Ephraim:** *Philotas. Ein Trauerspiel*. Stuttgart 1979 (= Reclam Universal-Bibliothek. 5755 [2].).
- McLuhan, Marshall, Fiore, Quentin:** *The Medium is the Message. An Inventory of Effects*. Coordinated by Jerome Agel. New York 1962.
- Medien & Zeit. Forum für historische Kommunikationsforschung.** Hrsg. v. Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung. 2 u. 3/1992, passim.
- Ong, Walter:** *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Aus dem Amerikanischen v. Wolfgang Schömel. Opladen 1987.
- Schanze, Helmut:** *Bedarf an Mediengeschichte? Zu Stand und Aufgaben gegenwärtiger Medienforschung aus literaturwissenschaftlicher Sicht*. In: *Wirkendes Wort* 35, 6/1985, 387-397.
- Ders.:** *Medienkunde für Literaturwissenschaftler. Einführung und Bibliographie*. München 1974 (= UTB. 302.)
- Scheible, Hartmut:** *Theodor W. Adorno*. Reinbek 1989 (= rowohlt monographien. 400.).
- Schrey, Heinz Horst (Hrsg.):** *Entfremdung*. Darmstadt 1975 (= Wege der Forschung. 187.).
- Semrau, Eugen:** *Blicke hinter den Spiegel. Anmerkungen zu Integrationsversuchen kommunikationswissenschaftlichen Wissens*. In: Wolfgang Duchkowitz (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien, Köln, Graz 1985, 77-84.
- Spengler, Oswald:** *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*. Bd. I. München 1924.
- Szondi, Peter:** *Traktat über philologische Erkenntnis*. In: Ders.: *Schriften I*. Hrsg. v. Jean Bollack u.a., Frankfurt/M. 1978 (= suhrkamp tb. wissenschaft. 219.), 263-286.
- Weber, Max:** *Wissenschaft als Beruf*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen 1922.
- Wesel, Uwe:** *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften vor der Entstehung staatlicher Herrschaft*. Frankfurt/M. 1980 (= suhrkamp tb. wissenschaft. 333.).
- Witte, Bernd:** *Walter Benjamin*. Reinbek 1985. (= rowohlt monographien. 341.)
- Wittfogel, Karl August:** *Das Erwachende China*. Wien 1926.
- Ders.:** *The Foundations and Stages of Chinese Economic History*. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* IV, 1/1935, 176-201.
- Ders.:** *Die Theorie der orientalischen Gesellschaft*. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* VII, 1/1938, 254-289.
- Ders.:** *Oriental Despotism. A Comparative Study of Total Power*. New Haven, New York 1957.

MEDIEN & ZEIT

Forum für historische Kommunikationsforschung

7. Jahrgang 1992

JAHRESREGISTER

BEITRÄGE

- Herbert A r l t: Massenkommunikation - Bregenz - Literatur. Annäherung an das Verhältnis zwischen Literatur und dem (massen-)kommunikativen Lebensraum Stadt. Ein Arbeitsbericht 4, 23-32
- Verena B l a u m: Geschichtsräume, Zeiträume. Zu den Orten einer zeitgeschichtlichen Kommunikations- und Medienforschung im vereinigten Deutschland. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 3 f.
- Gerhard Botz: Kommunikationsgeschichte: Aus zeitgeschichtlicher Sicht: zwischen disziplinärer Vergangenheitskonstruktion und allgemeiner Aspektgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 5-7
- Dilek C i n a r / Sabine S t r a s s e r: Grenzziehungen in Österreich. Anmerkungen zu den Gefahren der Entdeckung von „Fremdheit“ 4, 4-8
- Wolfgang D o n s b a c h / Bettina K l e t t: Verspätete Einheit? Zur Rolle des Journalismus in der Deutschlandpolitik. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 8-10
- Franz D r ö g e: Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 11-14
- Hans Heinz F a b r i s: Wozu Journalismusgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 15f.
- Hermann H a r m a n n: „Büchermachen ist eine Handwerk“. Zur Berliner Verlagsgeschichte im 18. Jahrhundert oder: Ein Plädoyer zur Bewahrung der Buchkultur 1, 25-28
- Peter H a m a n n / Hans P o e r s c h k e: Die Informationsgebung Leipziger Medien und das Zusammenleben mit Ausländern. Zum Beitrag von Tageszeitungen zur sozialen Integration von Ausländern am Beispiel der *Leipziger Volkszeitung* und der sächsischen Ausgabe von *Bild*. Zwischenbericht einer Regionalstudie 4, 18-22
- Hanno H a r d t: Kommunikationsgeschichte als Gesellschaftliche Kritik: Anmerkungen zur U.S. Mediengeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 17-19
- Joan H e m e l s: Kommunikationsgeschichte in den Niederlanden: Aufschwung oder Veitstanz? Eine zurückhaltende Antwort eines mitverantwortlich Beteiligten. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 19-25
- Petra H e r c z e g: Mehrheiten - Minderheitenverhältnis - ein kommunikatives Mißverhältnis? Kommunikationswissenschaftliche Überlegungen zu einem komplexen Problem am Beispiel der Kroatienim Burgenland 4, 12-17
- Knut H i c k e t h i e r: Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 2, 26-28
- Hans-Dieter K ü b l e r: Kommunikationshistoriographie nur als multivariates, interdisziplinäres Projekt. Beispiel: zeitgenössische Rezeptionsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 3-8
- Wolfgang R. L a n g e n b u c h e r: Darstellungslücken trotz reger Forschung. Zur gegenwärtigen Situation der Kommunikationsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 8-10
- Michaela L i n d i n g e r: Österreicher, Jude, Emigrant. Biographisches zum Journalisten, Schriftsteller und Maler Ernst Benedikt (1882 - 1973) 1, 14-24

- Arno M a i e r b r u g g e r: „Laß mich bö's sein, Herrgott! Amen“. Biographische Skizzen zu Hugo Sonnenschein v. Sonka, einem vergessenen politischen Dichter des antifaschistischen Widerstandes (1889 – 1953) 1, 3-13
- Peter M a l i n a: Wie historisch ist die Historische Kommunikationsforschung? Einige unsystematische Bemerkungen eines Historikers. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 11-13
- Christof P a r n r e i t e r: Vom besonderen Wert des Fremden. Über die ethnische Segmentierung von nationalen und internationalen Arbeitsmärkten 4, 9-12
- Horst P ö t t k e r: Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Kommunikationswissenschaft. Über eine folgenreiche Erinnerungslücke. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 14-17
- Holger R u s t: Dig where you stand. Erste Hinweise auf eine Archäologie der Theoriegeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 17-21
- Winfried S c h u l z: Der t-Faktor in der empirischen Kommunikationsforschung. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 21-23
- Jürgen W i l k e: Die Diagnose gilt noch. Die Befunde zur Rundfrage von 1987 sind nach wie vor aktuell. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ 3, 24 f.

BIBLIOGRAPHIEN

- Bibliographie studentischer Abschlußarbeiten. Diplomarbeiten und Dissertationen an österreichischen Universitäten aus dem Bereich der Kommunikationsgeschichte. Teil 1 (1990/91). Zusammengestellt von Michaela L i n d i n g e r und Friedrich R a n d l 1, 29 f.

NOTIZEN

- Manfred A n d e r s: „Alle Menschen müssen verstehen, daß sie Gäste auf der Welt sind!“ Beobachtungen zur Darstellung von Ausländern im deutschen Regionalfernsehen anno 1992. 4, 33-35
- Johann G ü n t h e r: Das Pressewesen im Waldviertel von 1848 bis 1918 4, 40 f.
- Hermann S a g l: Bibliographie österreichischer deutschsprachiger Zeitungen 1800 – 1945. Ein Forschungsbericht 1, 31-34
- Klaus S i e b e n h a a r: „Bismarck in der Badewanne“. Anmerkungen zu einer Legende: Die Berliner Zeitschrift *Querschnitt* (1921 – 1936) 1, 35-38
- Klaus S i e b e n h a a r: „Am Rande der Nacht“: Aporien der Inneren Emigration. Eine Skizze zur deutschen Literatur zwischen Anpassung und Widerstand 1933 – 1945 4, 36-39

REZENSIONEN

- Marie-Luise Angerer / Erna Appelt / Anni Bell u. a. (Hrsg.): Auf glattem Parkett. Feministinnen in Institutionen. Wien 1991. (Eva K ö b l b a c h e r) 3, 27
- Dieter Baacke / Heinrich Lienker u.a. (Hrsg.): Jugend 1900 – 1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung. Opladen 1991. (Wolfgang D u c h k o w i t s c h) 2, 31 f.
- Veit Michael Bader: Kollektives Handeln. Opladen 1991. (Wolfgang D u c h k o w i t s c h) 2, 31
- Veit Michael Bader / Albert Benschop: Ungleichheiten. Opladen 1989. (Wolfgang D u c h k o w i t s c h) 2, 30 f.

Andrea Graf: Zur Politik des Weiblichen. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Wien 1990. (Eva Kößlbacher)	3, 26
Kurt Kaindl (Hrsg.): Fotoseite. Kommentierte Beiträge zur Fotografie aus der Wiener Zeitung <i>EXTRA</i> . Salzburg 1990. (Hannes Haas)	1, 39
Kurt Luger: Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945 – 1990. Wien, St. Johann/Pongau 1991. (Michaela Lindinger)	1, 39
Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Emil Dovifat: Der Amerikanische Journalismus. Mit einer Einführung von Stephan Ruß-Mohl und Bernd Söseman. Berlin 1990. (Hans Bohrmann)	2, 29 f.
Albert Sternfeld: Betrifft: Österreich. Von Österreich betroffen. Wien 1990. (Heinz Peter Wassermann)	3, 27
Jon Vanden Heuvel: Untapped Sources. Americas Newspaper Archives and Histories prepared for the American Society of Newspaper Editors Newspaper History Task force. New York 1991. (Hans Bohrmann)	2, 29

REDAKTION

Heft 1:	Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Mag. Michaela Lindinger, Dr. Theodor Venus und Claudia Wurziinger
Heft 2:	Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Dr. Hannes Haas und Dr. Fritz Hausjell
Heft 3:	Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Dr. Hannes Haas und Dr. Fritz Hausjell
Heft 4:	Christian Haider, Eva Kößlbacher und Fritz Randl

AUTORINNEN- UND AUTORENREGISTER

Die kursiv gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf Rezensionen

Manfred Anders	4, 33-35	Bettina Klett	2, 8-10
Herbert Arlt	4, 23-32	Eva Kößlbacher	3, 26, 27
Verena Blaum	2, 3 f.	Hans-Dieter Kübler	3, 3-8
Hans Bohrmann	2, 29, 29 f.	Wolfgang R. Langenbacher	3, 8-10
Gerhard Botz	2, 5-7	Michaela Lindinger	1, 14-24, 29 f., 39
Dilek Cinar	4, 4-8	Arno Maierbrugger	1, 3-13
Wolfgang Donsbach	2, 8-10	Peter Malina	3, 11-13
Franz Dröge	2, 11-14	Christof Pamreiter	4, 9-12
Wolfgang Duchkowitsch	2, 30 f., 31, 31 f.	Hans Poerschke	4, 18-22
Hans Heinz Fabris	2, 15 f.	Horst Pöttker	3, 14-17
Johann Günther	4, 40 f.	Friedrich Randl	1, 29 f.
Hermann Haarmann	1, 25-28	Holger Rust	3, 17-21
Hannes Haas	1, 39	Hermann Sagl	1, 31-34
Peter Hamann	4, 18-22	Winfried Schulz	3, 21-23
Hanno Hardt	2, 17-19	Klaus Siebenhaar	1, 35-38; 4, 36-39
Joan Hemels	2, 19-25	Sabine Strasser	4, 4-8
Petra Herczeg	4, 12-17	Heinz Peter Wassermann	3, 27
Knut Hickethier	2, 26-28	Jürgen Wilke	3, 24 f.

SOZIAL- WISSENSCHAFTLICHE DOKUMENTATION

~ 2,7 Mio. Zeitungs-
und Zeitschriftenartikel
aus 100 Jahren,
nach Sachgebieten
gesammelt und geordnet,
leicht und sofort zugänglich.

SOWIDOK-Datenbank:
700.000 Literaturhinweise ab 1980
gespeichert, abfragbar über die
Informationsvermittlungsstellen
der Nationalbibliothek,
der Bibliotheken der WU-Wien und
der Universitäten Wien, Graz,
Linz, Salzburg und Innsbruck.

SOZIAL- WISSENSCHAFTLICHE STUDIENBIBLIOTHEK

290.000 Bücher
und über
1200 Fachzeitschriften
und Tageszeitungen
warten auf Sie!

Autorenkatalog
Schlagwortkatalog
EDV-Recherchen
Mikro-Lesegerät
Münz-Kopierer

Aktuelle Informationen zu den Sachgebieten:
Wirtschaft - Politik - Gesellschaft
Sozialpolitik - Arbeitswelt - Arbeiterbewegung
Bildung - Kultur - Geschichte
Umweltprobleme - Konsumentenschutz - Recht

Sozialwissenschaftliche
Dokumentation
der Kammer
für
Arbeiter und Angestellte
für Wien,
1040 Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20-22.
Tel. 50 165/2393
Mo-Fr 8-16 Uhr

Sozialwissenschaftliche
Studienbibliothek
der Kammer für
Arbeiter und Angestellte
für Wien,
1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20-22.
Tel. 50 165/2452 Auskunft
Tel. 50 165/2352 Lesesaal
Mo-Fr 13-19.30 Uhr
Sa 9-12 Uhr

The logo consists of the letters 'AK' in a bold, stylized, sans-serif font. The 'A' and 'K' are connected at the top. The letters are dark blue or black.

aktiv für Sie

„Ich bin mein Leben lang schnell gefahren.“



Sind Sie auch gern flott unterwegs? Alljährlich sterben auf Österreichs Straßen über 700 Menschen an den Folgen von Geschwindigkeitsrausch und Selbstüberschätzung hinter dem Lenkrad. Solche, die immer schon schnell gefahren sind und unschuldige Opfer.

SLOW DOWN

**DENK
U N D
LENK**

EINE INITIATIVE DES VERKEHRSMINISTERS. IN ZUSAMMENARBEIT MIT KRONEN-ZEITUNG, Ö3, ARBÖ, ESSO, PHILIPS UND TOUROPA